

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

[urn:nbn:de:bsz:31-356169](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-356169)

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Wie einer sich selber das Scheidzeichen läutete

(Mit einer Abbildung.)

In der guten alten Zeit gab es in einer Stadt Frankreichs eine schöne Kirche mit einem stattlichen Turm, kunstvollen Fenstern und einem hellen Glockenspiel, und mit einem Kirchenlieder, der nichts weniger als hübsch, sondern klein und halbblind war, und bucklig oben drein.

Die Kirche war dem hl. Eustachius geweiht. Der Kirchenlieder hieß Jasmin; er lebte zusammen mit seiner Mutter, die so alt war, daß sie seit Langem aufgehört hatte, die Jahre zu zählen.

Mutter und Sohn waren einander aufs innigste zugetan. Jasmin kannte nur ein Ziel auf der Welt, nämlich es seiner Mutter so behaglich als möglich zu machen, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen und sie mit tausend Aufmerksamkeiten zu überhäufen, welche diejenigen noch aus Leben fesseln können, die schon einen Fuß im Grabe haben.

Ihrerseits vergalt ihm die Mutter seine Anhänglichkeit, wie alle Mütter, tausendfach; und wenn es jemand gefiel, Wiße über die unschöne Erscheinung Jasmins zu machen, erwiderte sie jedesmal:

„Lachen Sie nicht über meinen Sohn! Er hat zwar nur ein Auge, aber er sieht damit so gut, wie mit zweien; er hat einen Buckel, aber der steckt voll Wit; er ist klein, aber mutig; sein Gesicht mag nicht schön sein, doch sein Herz ist aus Gold!“

Und darauf verstummten die Spaßmacher, denn sie wußten nichts zu antworten.

* * *

Als Jasmin einst am Christabend nach Hause kam, traf er die Mutter in Gedanken versunken. Er fragte nach der Ursache ihrer

Schwermut. Zuerst wollte sich die Greisin nicht darauf einlassen; da er aber gar nicht abstand, sagte sie endlich:

„Mein lieber Sohn, du mußt nicht traurig werden, wenn ich dir jetzt etwas sage; es sind so Gedanken einer alten Frau, und diese Gedanken sind nicht immer die rosigsten. Ich fühle, daß ich bald zum lieben Gott gehen werde, der im Paradies ein Plätzchen für mich aufgehoben hat. Es muß schön, sehr schön sein im Paradies, nicht wahr, mein lieber Jasmin? Und wie herrlich da die Engel sein müssen in ihren goldverbrämten Kleidern aus weißer Seide...!“

Der arme Jasmin erwiderte nicht. Er meinte, und schwere Seufzer entquollen seiner Brust. Die Greisin fuhr fort:

„Ich habe durchaus keine Angst, an der Türe des Paradieses anzuklopfen. Ich habe unsern Herrgott immer lieb gehabt und war nie hart, nicht einmal gegen die Bösen. Aber siehst du, liebes Kind, ich meine, ich müßte mich schämen, wenn ich mit so geflickten Kleidern hineinkäme. Ich möchte ordentlich sein zum Sterben, einen Rock aus feinem Tuch, ein Jäckchen aus Sammet und eine Silberkette mit goldenem Kreuz haben, wie damals, wo ich noch ein junges Mädel war!... Aber das kostet wohl 100 Dukaten, und wir sind leider so arm!“

„Mutter, du sollst ein Kleid aus feinem Tuch, ein sammetenes Jäckchen und ein Silberkettchen mit goldenem Kreuz haben! Zwar hab' ich noch nie hundert Dukaten gesehen, aber du sagtest oft, wenn ich auch nur ein Stück von einem Menschen sei, hätte ich doch Mut für zwei!“

Die Greisin zuckte die Achseln und schloß die Augen. Als Jasmin sah, daß sie im Sessel eingeschlafen war, legte er ihr die Kopfklissen zurecht, schürte das Feuer im Ofen und schlief sich auf den Fußspitzen hinaus. Er wollte seinen Freund Theodulos um Rat fragen,

den imposantesten Sergeanten der Schaarwache.

* * *

Er traf Theodulos in einer Schenke, wo er mit andern Sergeanten die Nacht durchbrachte, und mit einem Fremden, der, wie er sagte, Tuchhändler war und gerade von Calais kam.

Theodulos war um einen Kopf größer als alle seine Gefährten. Er glück in der Tat einem Riesen, neben dem sich Jasmin wie der kleinste Knirps ausnahm.

Er bat ihn zu Tisch und hieß ihn mittrinken. Aber der Krüppel dankte; er vertrug den Wein nicht, schon der Geruch benebelte ihn.

„Daß doch die Pest über die Leute käme, die den Magen im Buckel haben!“ brüllte Theodulos. „Was uns betrifft, so gehören wir fürwahr nicht dazu. Zum Beweis dafür, edle Herren, bitte ich die Wirtin, die Krüge zu füllen!“

Es mußte Jasmin betrüben, als er sah, wie sein Freund seinen Sold mit Gelagen durchbrachte.

„Theodulos, du bist wohl nicht recht bei Trost!“ sagte er, „oder hättest du von deinem Vetter, dem Kanonikus, geerbt?“

„Meinem Vetter, dem Domherrn, geht es so gut, wie dem Turm von Sankt Eustachius! Vorläufig denkt er nicht daran, mir seine Kasse zu übergeben. Aber ich zähle auf die Zukunft, denn morgen früh geh' ich zum Magistrat und fordere ihn auf, dem Sergeanten Theodulos die hundert Dukaten...“

„Was? Hundert Dukaten?“ entfuhr es dem Buckligen, der von seinem Stuhl aufsprang.

„Jawohl, Kamerad! Es scheint, der schwarze Michael hält sich in der Stadt auf, wo er einen bösen Streich im Schilde führt...“

„Wie? Michael, der berühmte Bandit, der so viel Mordtaten auf dem Gewissen hat und die Soldaten an der Nase herumführt, die ihm der König auf die Fersen schießt?“

„Er hat's die längste Zeit wagen dürfen! Ich, Theodulos Lampistrac, habe geschworen, ihn zu fassen und die hundert Goldstücke in Empfang zu nehmen, die vom Magistrat denen versprochen sind, die ihn tot oder lebendig einliefern!“

„Dann wünsch' ich euch viel Glück!“ warf der Händler von Calais ein. „Aber es scheint, dieser Michael ist ein geriebener Bursche...“

„Seien Sie beruhigt, alter Freund! Ich bin gerade so früh aufgestanden als euer Michael. Und mein Degen ist lang und gut!... Meine Herren, ich trinke auf den Galgen, an dem Michael der Schwarze baumeln soll! Und du mußt mittrinken, kleiner Jasmin!“

Der Krüppel mochte nicht hinter den andern zurückbleiben. Er nahm also einen Schluck, fühlte aber alsbald, wie die Gedanken im Kreise herumtanzten.

„Mit Verlaub“, wandte sich ein Gefährte von Theodulos an den Kaufmann, „ist's wahr, daß Michael der Schwarze seine Expeditionen besonders gegen die Kirchenschätze richtet?“

„So erzählt man's, und es gibt dumme Leute, die hinzufügen, daß er zu diesen Zwecken seinen Weg durch das Schlüsselloch nimmt!“

Da stand Jasmin schon auf den Beinen:

„Mag sein durch das Schlüsselloch oder sonst wie! Euer Michael sollte sich einmal in die Kirche von Sankt Eustachius hineinwagen, während ich drin bin!... Zum Beispiel habe ich jetzt alles dort vorzubereiten für die Mitternachtsmette... Nun, da sollte er mal kommen, der Bandit, und ich möchte sehen, wer die Hundert Dukaten gewänne!“

Die Prahlerei des Buckligen hatte ein so schallendes Gelächter zur Folge, daß die Scheiben der Schenke in ihrer Bleifassung erzitterten. Um den Mund des Kaufmanns von Calais spielte ein seltsames Lächeln:

„Der Herr Kirchenbiener schlägt Lächer in die Luft, weil er weiß, daß Michael ihn nicht stören kann, und daß dieser nie die Sankt Eustachius-Kirche heimsucht, weil sie zu arm ist!“

„Da täuschen Sie sich aber sehr!... Unsere Kirche ist eine der reichsten der Stadt. Erst heute morgen habe ich gesehen, wie unser Schatzmeister einen großen Haufen Gold in die schwere eiserne Truhe schüttete, die er vor kurzem unter den Glocken einmauern ließ...“

„So? Euer Schatzmeister verbirgt Gold unter den Glocken?“

„Jawohl, mein Herr! Und es ist gut aufgehoben, denn das Versteck ist sicher!“

Theobulos, der noch bei klarem Verstand war, fiel ihm rechtzeitig ins Wort:

„Hoho, Kamerad, deine Zunge scheint mir um eine Elle zu lang. Dieser Kaufherr hat uns nämlich versichert, daß der schwarze Michael überall seine Lauscher hat!“

Das kühlte den Krüppel plötzlich ab.

„Hast recht, Theobulos, ich bin ein dummer Schwäger; aber deine Schuld ist's, warum hast du mich gezwungen, Wein zu trinken?“

* * *

Es schlug 11 Uhr, als Jasmin in die Kirche von Sanct Eustachius kam, wo er, wie gesagt, für die Weihnachtsmette alles vorzubereiten hatte. Er war gewiß nichts weniger als furchtsam. Wie oft hatte er in der Dämmerung das stille Schiff der Kirche durchschritten! Jede Ecke war ihm vertraut, und oft hörte er, wie der Wind im Turm sich fing und dann geheimnisvoll durch den Raum rauschte. Inzwischen war es ihm gerade in dieser Nacht, ohne daß er wußte warum, weniger behaglich zu Mute, als gewöhnlich. Er dachte eben unausgesetzt an die 100 Goldstücke, an den schwarzen Michael und an diesen Händler aus Calais, der ihm immer seltsamer vorkam.

Hundert Dukaten!... Gern hätte er sein halbes Leben — dran gegeben, wenn er sie bekam und die Laune der greisen Mutter befriedigen konnte...! Aber schließlich, wenn er darüber nachdachte, so hielt er gar nicht mehr daran, sie durch die Ergreifung dieses schrecklichen Michael zu verdienen. Und der Gedanke stieg in ihm auf: Wenn nun aber der Räuber wirklich durch das Schlüsselloch eindrang, wenn er auf die Herausforderung einging, die ihm so lech angeboten war, und wenn der Verbrecher plötzlich vor ihm auftauchen würde!... Was möchte er denn beginnen, er, Jasmin, der Knirps, dieses Enden von einem Menschen, das nicht einen Nasenstüber aushielte! Ja, es erginge ihm schlecht!

Er fühlte, wie er Gänsehaut bekam und beeilte sich, um die Sakristei zu gewinnen. Da entfuhr seinen Zähnen plötzlich ein unartikulierter Schrei, seine Pupillen weiteten sich und wie Röbriicht standen ihm die Haare zu Berg.

Hinter einem Pfeiler war ein Schatten aufgestanden. Er erkannte darin den Händler von Calais, der boshaft lächelte.

„Wie, Ihr hier?“

„Nun ja, wie du siehst, tapferer Kirchendiener, ich selber! Ich bin pünktlich zur Stelle.“

„Was? Wie meinen Sie? Sollten Sie...?“

Der andere riß den falschen Bart weg, der ihn entstellte hatte:

„Wie du sagst, mein Lieber! Ich bin Michael, genannt der Schwarze, und wollte die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, ohne mein Wort zum Golde deines Schatzmeisters zu sagen... So hebe doch die Laterne und sieh mich an!“

Der Knirps, der nicht dumm war, hatte gleich erwogen, daß es ihm am schlechtesten ging, wenn er den Schrecken merken ließ, der ihm in die Glieder fuhr. Die verwegendsten Räuber kriegen oft Respekt vor denen, die's mit ihnen aufzunehmen wagen, so hatte er sagen hören; er nahm sich also zusammen und sagte beinahe mit fester Stimme:

„Bei meinem Schutzpatron, Herr Michael, ihr könntet einem ordentlich Angst einjagen! Wahrhaftig, würde ich euch im Wald antreffen, ohne daß ich die Ehre hätte, euch zu kennen, ich würde Fersengeld geben!... So seid ihr also gekommen, um mich die 100 Dukaten verdienen zu lassen? Der arme Theobulos wird darüber sehr böse sein, denn er hatte doch so sehr darauf gezählt, sie einsacken zu dürfen!“

Einen Augenblick sah der Räuber die wunderliche Gestalt von der Seite an, die sich über ihn lustig machte, dann stampfte er mit dem Fuß:

„Genug des Witzes, Buckel! In einer Viertelstunde sind die Männer da, um zur Mette zu läuten... Ich habe gerade noch Zeit, um zu handeln... Schnell bringe mich zum Versteck!“

„Ich — euch zum Versteck hinführen? Seid ihr bei Trost, lieber Herr, oder tut ihr nur so? Ich — zum Versteck? Und was gäbet ihr mir wohl für meine Mühe?“

„Ich werde mir die Mühe sparen, dir das Genick zu brechen!“

„Das muß euch nicht schwer fallen! Und was erst mich anbelangt, was tu' ich in der

Welt, ich halte nicht so sehr an meinem Buckel! Nein, lieber Herr, entweder gebt ihr mir 100 Dukaten von euerm Raub, oder aus der Sache wird nichts!"

"Wie du willst, Buckel! Ich weiß, daß das Versteck sich unter den Glocken befindet und werde mich sogleich dahinbegeben, es aufzusuchen!"

"Das ist vergebene Mühe! Vor 10 Minuten sind die Männer da, um zu läuten, und die werden euch schon zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat!"

"Du bist noch ein größerer Spitzbube als ich, Krummer! Nun denn, so geleite mich, du sollst deine 100 Dukaten haben!"

"Aber gewiß?"

"Auf Banditenehre!"

"Das tröstet mich. Kommen Sie, lieber Herr!"

* * *

Jasmin geleitete Michael ins Glockenhaus. Es war dies ein viereckiger Raum, um den in halber Höhe eine Galerie lief. Der Boden war durchlöchert, denn da gingen die Glockenseile durch. Auf einer schmalen Leiter ging der Kirchendiener voraus, der falsche Kaufmann folgte ihm auf die Galerie. Dort zeigte ihm Jasmin eine in die Mauer eingelassene Metallplatte.

"Da ist das Versteck, gestrenger Herr! Die Dukaten sind drin. Den Schlüssel dazu hat der Schatzmeister mir zu geben vergessen."

Schon war Michael daran, mit einem kleinen Stemmeisen die Platte von der Mauer zu sprengen; aber sie leistete Widerstand und der Dieb mußte seine Anstrengungen verdoppeln. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Arbeit gerichtet, er dachte nicht mehr an den Kirchendiener hinter ihm. Ganz sachte streckte Jasmin den Arm vor. Dieser Arm griff aber nach dem Glockenseil. Dieses drehte er in den Händen, machte eine Art von Schlauf daraus, erhob ihn über das Haupt des Räubers und schlang ihn plötzlich um dessen Kehle. Dann nahm er seine ganze Kraft zusammen, packte den Bösewicht, stemmte sich auf seine kleinen aber muskulösen Beine, und schleuderte ihn ins Leere... Und sofort läutete die Sturmlocke...

* * *

In der Schenke, wo der Sergeant Theodulos nach dem Gelage zwischen zwei Krügen eingeschlafen war, wachte er jetzt auf. Er erstaunte nicht wenig, als er weder seine Kameraden, die Sergeanten, noch den neuen Freund, den Händler aus Calais, mehr sah.

"Zum Kuckuck, was sind denn das für Kerle! Daß die Sergeanten auf Patrouille gingen, versteh' ich wohl! Aber wo ist denn dieser Herr von Calais? Holta, Wirtin, hat der Kerl seine Zechе bezahlt?"

"Nein, Herr Sergeant, nicht einen Heller hat er zurückgelassen!"

"Bei allen Teufeln! So was macht sich doch nicht unter anständigen Leuten! Na, glücklicherweise bin ich bei Geld!"

Der Trunkenbold suchte in seinen Kleidern nach der Börse. Aber vergebens drehte er alles um bis aufs Futtertuch, die Börse war verschwunden.

Mit einem Faustschlag auf den Tisch warf er Krüge, Gläser und Flaschen über den Haufen.

"Wirtin!" schrie er, "euere Schenke ist eine Diebeshöhle! Man hat mir meine Börse gestohlen! Ich will sie wieder haben!"

Man war schon nahe daran, hintereinander zu geraten, als ein unheimlicher Ton die Gesichter beinahe erstarren machte.

"Sturm! Es läutet Sturm!"

Alles rannte hinaus, Theodulos mit den andern.

"Es brennt!" rief der eine.

"Nein, die Engländer sind im Land!"

Theodulos schlug sich vor den Kopf.

"Bei meinem Rapier! Ich wette, dem armen Kerl von Jasmin ist der Wein in den Kopf gestiegen! Anstatt die Kerzen anzuzünden, hat er vom schwarzen Michael geträumt und Sturm geläutet!"

Er hatte nicht zu Ende gesprochen, als auch schon eine zweite und dann eine dritte Glocke sich in das Geläute einmischte. Ernst und wuchtig klangen ihre Töne durcheinander und ihr Alarm durchdrang die Lüfte, daß die Fensterscheiben klirrten und die Ohren sausten.

"Das ist ja, als wenn der Teufel im Glockenturm wär'!" bemerkte einer.

los
ein-
nte
en,
den

für
ille
enn
hat

ller

sich
Na,

ern
les
er-

arf
den

ine
rse

der
die

den

en
opf
gat
nd

sch
cke
nd
nd
die
en.
im



Im verzweifelten Kampfe hatte der Gehengte die Stränge der beiden nächsten Blocken ergriffen.

„Wir wollen uns die Sache ansehen!“
donnerte Theobulos, und, die Klinge unter
dem Arm, schritt er der erwartungsvollen
Schar voran.

* * *

Im Glockenhaus gewahrten sie ein seltenes
Schauspiel. Da schwebte mitten im Seil, das
bei jedem Schwung der Glocke mit ihm auf
und nieder ging, mit aufgedunsenem Gesicht
und weit heraushängender Zunge, ein Mann.
Im verzweifelten Kampfe hatte der Geheulte
die Stränge der beiden nächsten Glocken er-
griffen; er war es also gewesen, der das
ohrenzerreißende Geläute entfesselte und die
Stadt in Aufregung versetzte.

Die Zuschauer waren starr vor Entsetzen,
bis endlich Theobulos in ein lautes Gelächter
ausbrach, das wie Donnergewitter durch das
Glockenhaus hallte.

„Beim heiligen Eustachius! Meine lieben
Leute, uns ist eine fröhliche Weihnachten
bescheert, denn ich kenne diesen Herrn da! Er
ist der gewisse Kaufmann aus Calais, unter
anderem Namen Michael der Schwarze!...
Haha! Entweder irre ich sehr, oder es ist der
Buckel, der die 100 Dukaten gewinnt! Na-
türlich, da ist er ja auch, der arme Kleine, halb
in Ohnmacht! Man trage ihn in die Schenke
und hole ohne Verzug den Doktor! Und sehet
da, der Michael hat genug mit dem Gaukeln!
Es ist fertig! Ihr könnt näher treten, der
Teufel hat ihn geholt! Jetzt will ich einmal
sehen, ob ich nicht meine Börse unter seiner
Weste entdecke!“

* * *

Jasmin erhielt denn auch die 100 Dukaten,
die demjenigen zukamen, der die Welt von
diesem Ungeheuer befreien würde, und Theo-
dulos Lampistrac vergönnete sie ihm nicht.

Die greise Mutter bekam dann zu Weih-
nachten ihren Rock aus feinem Tuch, das
Sammetjäckchen und das goldene Kreuz, das
sie so sehnlichst sich gewünscht hatte. Aber es
blieb ihr noch Zeit, Rock und Sammetjäckchen
bis auf die Fäden abzunutzen, was ja zur
Geschichte nichts macht, da der liebe Gott
nicht darauf sieht, wie diejenigen, die er zu sich
nimmt, gekleidet sind.

Charles Solo.

Der alte Bettler.

Ein junger Priester — es war im Jahre
18... — bei einer Kirche zu Paris angestellt,
hatte die Gewohnheit, einem Bettler, an dem
er täglich beim Besuche der Kirche vorüber-
ging, gelegentlich ein Almosen zu geben. Der
Mann saß stets auf der Treppe, welche zum
Haupteingange des Gotteshauses führte, und
flehte die Mildthätigkeit der aus- und ein-
gehenden Gläubigen an. Er war schon alt
und sah sehr ernst und traurig aus. Redete
jemand ihn an, so gab er kurze, abgebrochene
Antworten. Niemand hatte seine starren Züge
jemals durch ein Lächeln erhellt gesehen. Er
war allgemein bekannt als der alte Bettler;
aber Niemand hatte sich je die Mühe genom-
men, nach seiner Vergangenheit zu fragen.

Dem guten Priester, welcher ihn so oft be-
schenkt hatte, fiel es auf, daß der alte Bettler
nie in der Kirche erschien. Er versuchte mehr-
mals von ihm zu erfahren, ob er seine reli-
giösen Pflichten wirklich vernachlässige, oder
ob er dieselben zu einer Zeit erfülle, welche
sich seiner Beobachtung entzöge. Der Arme
gab aber nur ausweichende Antworten; er
begegnete allen Fragen mit der größten Ver-
schlossenheit und Zurückhaltung. Einige Male
hatte der Geistliche bemerkt, daß der Bettler
ein kleines emaillirtes Kreuz an einer schwar-
zen Schnur um den Hals befestigt trug. So-
bald er aber seine Augen darauf heftete, um
es näher zu betrachten, verbarg der Alte es
hastig unter seinem sadenscheinigen Rock, den
er dann immer sorgfältig zuknöpfte.

Der Winter, welcher auf die erste Bekannt-
schaft des Priesters mit dem alten Bettler
folgte, brachte Ersterem eine mehrwöchentliche
Abwesenheit von Paris. Bei seiner Rückkehr
vermißte er sofort den Bettler auf dessen ge-
wöhnlichem Plage. Als derselbe während
einiger Tage nicht wieder erschien, trieb ihn
die Nächstenliebe, Erkundigungen einzuziehen.
Dem Caplan wurde es schwer, den Aufent-
haltort des Bettlers zu erfahren; endlich
fand er jedoch jemand, der dessen Wohnung
angeben konnte. Dieser fügte aber gleich hinzu,
daß es wohl vergebliche Mühe sein werde,
wenn der Caplan ihn besuche, obschon derselbe

gefährlich krank sei; denn er weigerte sich entschieden, einen Priester zu sehen; allem Anschein nach wolle er in seinem finsternen, hartnäckigen Schweigen bis zum Tode verharren. Der Caplan ließ sich nicht so leicht von einer Pflicht abbringen; er beschloß vielmehr, den Kranken sofort aufzusuchen. Während er der ihm bezeichneten engen Gasse zuging, dachte er an das Kreuz, welches er bei dem Bettler gesehen hatte. Er wunderte sich ebenso sehr darüber, einen so kostbaren Schmuckgegenstand bei einem offenbar so armen Menschen zu sehen, wie über die anscheinende Glaubenslosigkeit eines Mannes, der doch das Zeichen unserer Erlösung bei sich trug.

In dem Hause, wo der Bettler wohnte, führte eine schmale, finstere Treppe zu einer kleinen Bodenkammer. Das Bett, wenn das ärmliche Lager des Kranken diese Bezeichnung überhaupt verdiente, nahm die Hälfte des elenden Raumes ein. Ueber demselben hing ein Stück fleckige, verschossene Seide, die Wand wie ein Vorhang verdeckend. Ein besonderer Grund für diese Vorrichtung ließ sich nicht erraten, vielmehr nahm dieselbe in der unsaubereren, vernachlässigten Stube sich recht sonderbar aus. Der Bettler war sehr verändert; die eingefallenen, hohlen Wangen, von fieberhafter Röthe glühend, zeigten deutlich, daß er ernstlich krank war. Der Caplan mußte sogar glauben, daß der Tod sehr nahe sei, als er die bläulichen Schatten um Mund und Nase, die eigentümliche Ruhelosigkeit der Hände bemerkte.

Als der Priester die Thür öffnete, sah der Bettler auf und verriet durch eine Bewegung, daß er ihn erkenne. Bei dem freundlichen Gruße des Eintretenden reichte er ihm auch die Hand und murmelte einige Dankesworte. Teilnehmend erkundigte der Priester sich nach dem Befinden des Leidenden und versprach, ihm Verschiedenes zu schicken, was zu seiner Erleichterung dienen könnte. Darauf begann er von dem Tode zu reden und von der notwendigen Vorbereitung jedes Christen auf diesen ersten Augenblick. Mit warmen, eindringlichen Worten sprach er von Gottes Barmherzigkeit, durch welche ihm jetzt die Gnade angeboten werde, jene Pflicht zu erfüllen, und drückte die Hoffnung aus, der

Kranke möchte die Gelegenheit ergreifen und gut benutzen.

Bei jedem Worte verfinsterte sich jedoch das Gesicht des alten Mannes mehr und mehr; die Linien um den Mund wurden immer härter. Ungeduldig rief er aus: „Es ist alles umsonst; einem Priester habe ich nichts zu sagen. Ich will allein sein!“

„So sind Sie also bereit, in Ihrem jetzigen Zustande vor Gottes Richterstuhl zu treten?“ erwiderte sanft der Caplan. „Sind Sie ganz ruhig im Angesichte des Todes?“

„Ruhig, ruhig wie die Verdammten!“ stöhnte der Kranke mit dem Ausdruck so entsetzlicher Verzweiflung, daß es seinem Zuhörer durch Mark und Bein ging.

„Lieber Mann,“ sprach dieser eindringlich, „Sie sind kein Ungläubiger, ich weiß, Sie sind es nicht, Ich habe gesehen, daß Sie immer ein Kreuz tragen. Warum wollen Sie nicht als guter Christ sterben?“

Bewirrt schaute der Unglückliche in die milden Züge des Priesters.

„Es verbrennt mir die Brust,“ flüsterte er kaum hörbar.

Von tiefem Mitleid ergriffen, kniete der Caplan nieder. Mit ernstern Worten, wie nur fester Glaube und reine Liebe sie eingeben können, stritt er mit dem Kranken um die Rettung seiner Seele. Er flehte ihn an, seine Hilfe nicht zurückzuweisen.

„Wollen Sie mir als Priester nichts anvertrauen, so reden Sie zu mir wie zu einem Freunde. Ja, ich bin Ihr Freund; glauben Sie es mir. Entdecken Sie mir das Geheimnis, welches Ihr Herz beschwert und Ihre Lippen versiegelt; das wird Sie trösten und beruhigen. Mein armer Freund! was soll ich noch mehr sagen? Weisen Sie mich nicht zurück, reden Sie!“

„Mein Geheimnis! Ihr Haar würde zu Berge stehen, und mit einem Fluche auf den Lippen würden Sie von mir fliehen,“ jammerte der Arme. „Aber es sei: Sie sollen wissen, an welchen Elenden Sie ihre Worte verschwenden haben. Dann werden Sie einsehen, daß es für meine Schuld keine Sühne gibt. Gewissensbisse, jawohl, die kenne ich, aber keine Hoffnung auf Verzeihung — Hat Zuversicht die Verzeihung erlangt?“

„Er erlangte sie nicht, weil er verzweifelte!“ sagte der Caplan leise.

Eine kurze Pause entstand. Der alte Bettler stützte den Kopf auf die Hand, heftete die großen, von heftiger Erregung fast unheimlich glänzenden Augen auf das ernste Gesicht des jungen Priesters und erzählte, wie folgt:

„Ich wurde auf der Besizung eines Edelmannes geboren, welcher meiner Familie seit vielen Jahren große Wohlthaten erwiesen hatte. Noch sehr jung kam ich in seinen Dienst und hatte schon lange in demselben zugebracht, als die Revolution ausbrach. Der Graf war ein sehr gütiger Herr und seine Frau ein wahrer Engel. Die Reichen hatten Hochachtung vor ihr, und die Armen beteten sie an. Oft, wenn ich sie in der kleinen Dorfkirche beten sah, wenn sie die Kranken besuchte oder Almosen spendete, habe ich gedacht, sie wäre ebensogut wie die Heiligen. Ihre beiden Töchter waren so gut und schön wie sie selbst. Der Sohn war damals noch ein kleiner Junge, war der Stolz und die Freude der Herrschaft. Da brach die Revolution aus; eine unerhörte Verwirrung bemächtigte sich der menschlichen Gemüther. Dem Volke wurde täglich wiederholt, alle Herren und Könige seien Tyrannen und Unterdrücker. „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ predigte man uns von morgens früh bis abends spät, bis wir die Reichen haßten und jeder Arbeit flüchten. Auch ich war längst voller Mißmut und Unzufriedenheit, wenn ich auch meine eigene Herrschaft noch liebte.

„Der Graf kümmerte sich wenig um Politik; aber er haßte jede Neuerung, und so oft eine Gelegenheit sich bot, sprach er für den König und für die Kirche. Er lebte gerade wie bisher: er jagte und besuchte seine Nachbarn, ohne den Sturm zu ahnen, welcher sich über ihm sammelte. Die Gräfin machte sich viel größere Sorge als ihr Mann, wenigstens betete sie mehr und länger als sonst; auch bemerkten wir oft, daß sie geweint hatte. Die jungen Mädchen waren so lustig wie nie zuvor, gerade als ob es keine Revolution in der Welt gäbe. Ueberhaupt war im Schlosse noch alles im Frieden, nur nicht mein unzufriedenes ruheloses Herz. Doch es sollte bald anders werden.

„Eines Tages kam ein Kommissär von Paris in die nächste Stadt und stellte eine Liste der Personen auf, welche man beschuldigte, Feinde der Republik und des Volkes zu sein.

„Der Name meines Herrn stand obenan. Gute Freunde benachrichtigten ihn heimlich davon und baten ihn, sich und seine Familie eiligst in Sicherheit zu bringen. Die Gräfin beredete ihn wirklich, auf der Stelle mit ihr und den Kindern zu fliehen, und zwar zu einer alten ehemaligen Dienerin, deren Hütte ganz versteckt in den Bergen lag. Der Ort war so verborgen wie nur irgend einer in der Umgegend. Ich half meiner Herrschaft beim Einpacken ihrer Sachen und trug auch den kleinen Paul auf meinen Armen den steilen Bergpfad hinan.

„O Gott,“ stöhnte der Kranke, „könnte ich jenen Tag, jene Stunde doch zurückrufen! Könnte ich noch einmal den warmen Atem des lieben Kindes fühlen, noch ein einziges mal die sanfte Stimme der Gräfin hören, mit der sie mich bat, niederzusteigen und auszuruhen. Ruhe! Für den Bösen gibt es keine Ruhe. Der Fluch liegt auch auf mir!“

Erschöpft hielt der Arme einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Alle diese langen Jahre habe ich die Namen nicht mehr genannt; sie tun auch nichts zur Sache. Ich will Ihnen meine Geschichte zu Ende erzählen; aber bei den Einzelheiten kann ich nicht verweilen.

„Ich kehrte zum Schlosse zurück. Einige Tage nach der Flucht meiner Herrschaft kam der Kommissär mit mehreren anderen Republikanern in's Schloß und nahm es im Namen der Republik in Besitz.

Man erbrach den Weinkeller und zechte die ganze Nacht hindurch; ich — mit ihnen. Unaufhörlich erzählten diese Leute von den Ereignissen in Paris, sangen wilde Lieder und verwirrten mir mit alledem so den Kopf, daß ich bald wüster sang und schrie als Einer von ihnen. Sie klatschten mir Beifall, nannten mich einen guten Patrioten und tranken mir zu, während ich in eine andere Welt versetzt zu sein glaubte. Zuletzt stand einer von ihnen auf. Er nahm mich beiseite und zeigte mir einen gedruckten Bogen. Es war eine Proclamation, in welcher das Revolutions-Comité

versprach, das Eigentum der geächteten Edelleute denjenigen guten Patrioten zu geben, welche den Zufluchtsort derselben verraten würden. Der Mensch versicherte mir, ich würde ganz gewiß die Besizung des Grafen erhalten, wenn ich ihnen sagte, wo derselbe sich verborgen hielt.

„Die Aussicht, plötzlich reich und Herr des Schlosses zu werden, in welchem ich bisher nur Diener gewesen, machte mich schwankend. Ich fragte, was meinem Herrn geschehen würde, wenn sie ihn entdeckten. „Oh!“ erwiderte mein Versucher, „wir schicken ihn zu den verbannten Prinzen. Die werden für ihre lieben Freunde, die Aristokraten, schon gut sorgen!“

„Ich hatte einige male gehört, wie der Graf sagte, er wolle sich den Emigranten anschließen. So dachte ich, es könne wohl kein so großes Unrecht sein, ihn mit Gewalt dorthin zu bringen, wo er selbst zu sein gewünscht hatte. Aber dennoch konnte ich mich noch nicht dazu verstehen, den Verräter zu spielen. In dessen trank ich immer fort und prahlte dabei, daß ich wohl etwas sagen könnte, wenn ich nur wollte. Jetzt wurde ich abwechselnd mit Versprechungen und Drohungen bestürmt. Sie schimpften mich einen feigen Sklaven und Mietling, der nichts für das Volk tun wolle und deshalb auch nicht wert sei, zu leben. Endlich gewann der Teufel Gewalt über mich. Von Habsucht und Furcht getrieben, sprach ich die Worte, welche das Schicksal meiner Herrschaft besiegelten.

„Bei dem, was nun folgte, kann ich nicht verweilen; eine wahre Todesangst habe ich ausgestanden. Ich sah, wie man Alle in die Stadt schleppte, sah ihre bleichen Gesichter, und wie mein Herr in fürchterlicher Herzensqual sein graues Haupt tief auf die Brust neigte. Ich sah sie, die fromme Heilige, welche ich seit meiner Kindheit verehrt hatte, verhöhnt und beschimpft von dem frechen Böbel, und ihre beiden Töchter in Tränen schwimmend.

„Auch der kleine Knabe war dabei. Rauhere Arme als die meinigen trugen ihn; und als er mich unter der Menge erkannte — eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich, ihnen bis zum Gefängnis zu folgen — rief er, ich sollte doch kommen und ihn tragen.

„Es ist unbegreiflich, daß man solche Augenblicke überleben kann! Das Ende können Sie wohl erraten: Alle wurden gemordet! — alle, bis auf den kleinen Georg. Lange Zeit hielt man das Kind im Gefängnis; dann schickte man es fort, ich habe aber nicht erfahren, wohin. Sehr bald nach der Hinrichtung meines Herrn verließ ich meine Heimat und wanderte ruhelos von Ort zu Ort. Ich trug ja das Rainszeichen an der Stirne.

„Wie zu erwarten war, erntete ich weder Dank noch Lohn für mein Verbrechen: der Glende, welcher mich dazu getrieben hatte, erhielt die Güter des Grafen. In wessen Hände dieselben später gekommen sind, weiß ich nicht. Werden Sie sich jetzt noch wundern, daß ich seitdem nie mehr wagte, eine Kirche zu betreten? Ich habe gelebt wie ein Verworfener und werde als ein solcher sterben.“

Ein hoffnungsloser Seufzer hob die Brust des unglücklichen Mannes. Er schloß die Augen und schwieg.

„Und das Kreuz?“ fragte der Caplan.

„Das Kreuz!“ schrie der Arme laut auf. „Ach, sie hat es mir gesandt! Sie wußte ja nicht, daß ich der Verräter war. Sie gedachte meiner mit Dank bis zuletzt, weil ich zu ihrer Flucht geholfen hatte. Durch die Frau des Kerkermeisters schickte sie mir dieses Kreuz mit ihrem letzten Segen.

„O, mein Gott! es kam mir oft vor, als sei es ein Marterwerkzeug für mich.“ Krampfhaft griff der Arme nach dem Emailkreuz. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „hier ist der Namenszug eingegraben, E. M., und dort,“ sprach er weiter, indem er den seidnen Vorhang beiseite zog, „dort hängt das Bild der Gräfin. Ich wußte genau, wo es im Sommerhause hing, und habe es in einer Nacht gestohlen. Aber ich vermochte ebensowenig den Anblick zu ertragen, als ich mich davon trennen konnte, deshalb bedeckte ich es mit dem Vorhang... Wollen Sie mich verlassen, Herr Caplan?“

Einen Augenblick hatte der Priester das Kreuz und das Bild angestarrt; dann stand er auf und kniete still im entferntesten Winkel der Kammer nieder, sein Gesicht in die Hände vergrabend. Der Bettler beobachtete ihn mit

Staunen und Unbehagen. Endlich erhob er sich und lehrte zu dem Kranken zurück. Er war totenbleich, aber völlig ruhig und sprach mit großer Sanftmut und Milde: „Armer Mann, es gibt keine Sünde, welche nicht ausgelöscht werden könnte durch das kostbare Blut unseres Erlösers. Es ist zur Reue noch nicht zu spät. Wenn Sie nun bereuen — und ich bin überzeugt, daß Sie es tun —, so kann ich Sie lossprechen von dieser Sünde und von allen Sünden Ihres ganzen Lebens. Im Namen Jesu Christi, Ihres wie meines Gottes, befehle ich Ihnen, jetzt gleich Ihre Beichte abzulegen. Machen Sie sich der Verzeihung würdig, welche ich als Priester Ihnen bringen kann!“

In dem Wesen des Caplans lag etwas, welches den bis jetzt so widerspenstigen Sünder mit Ehrfurcht erfüllte und ihn überwältigte. Ohne Murren unterwarf er sich. Unter vielen Seufzern legte er ein aufrichtiges, reumütiges Geständnis aller seiner Sünden ab. Als er sich anklagte, wie ein zweiter Judas seinen Herrn verraten zu haben, flossen seine Tränen stromweise. Der Priester richtete einige rührende Worte an ihn und regte ihn zu noch tieferer, herzlicher Reue an. Als er sah, daß keine Zeit zu verlieren war, erteilte er ihm die Lossprechung.

Die jühnenden Worte waren ausgesprochen, der Sterbende hatte Verzeihung erlangt; in der elenden Kammer sangen die Engel ihre Freudenlieder über einen Sünder, welcher Buße getan. Die bisher durch die Verzweiflung verhärteten Züge des Sünders trugen jetzt den Widerschein der Ruhe und des Friedens, der seine Seele erfüllte.

„Und nun,“ sprach der Priester, „nachdem ich Sie mit Gott wieder ausgeföhnt habe, will ich Ihnen auch meine persönliche Verzeihung aussprechen.“

„Ihre Verzeihung?“ stotterte der Kranke. „Womit habe ich Sie beleidigt?“

„Freund!“ erwiderte feierlich der Caplan, „mein Vater, meine Mutter und meine Schwestern waren es, welche durch Sie auf dem Schaffot starben. Ich bin der kleine Paul, den Sie einst den Bergpfad hinauf getragen haben. Gott hat Ihnen vergeben, und auch ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen.“

In unbeschreiblichem Staunen heftete der Bettler seine Augen auf das Gesicht des Priesters. Ein tiefer Seufzer noch, dann sank er zurück: seine Seele war entflohen.

Lange noch kniete Caplan M. bei den sterblichen Ueberresten des alten Bettlers, heiße Gebete für seine ewige Ruhe zu Gott emporschickend. Dann schloß er mit frommer Sorgfalt die Augen des Toten. Er dankte Gott von Herzen, daß es ihm gegeben war, diesem Unglücklichen nicht nur in seiner schrecklichen Seelennot und Gefahr beizustehen, sondern ihm auch die Verzeihung zu bringen, welche er allein gewähren konnte.

Columbia.

Die Tochter des Freischärlers.

(Mit einer großen Abbildung.)

Was im Folgenden erzählt wird, hat sich vor bald einem Jahrhundert zugetragen. Ich habe es von einem Großonkel, dem Kapitän Paul Antoine de Châtelar vom 3. Regiment der Schweizer Infanterie, der 1809 am spanischen Feldzug teilgenommen hat; ihm lasse ich nun das Wort:

I.

Gleich nach der Einnahme von Lerida, einer bedeutenden Stadt in Catalonien, erhielt mein durch die Belagerung ermüdetes Bataillon Befehl, sich auf den Weg zu machen, um in San Domingo de Calatrava Quartier zu nehmen. Das ist ein kleiner katalonischer Flecken, der sich, wie ein Amphitheater um die Sierra de Guara hinzieht. Das Terrain zwischen Lerida und St. Domingo, das wir nun zurücklegen mußten, steigt ziemlich steil an und ist zum Teil dicht bewaldet, meistens von Korkeichenwäldern. Die Landschaft ist ohne Zweifel sehr malerisch, aber infolge ihrer Einschnitte auch wie geschaffen zum Guerillakrieg. Gerade damals hielt sich in diesen undurchdringlichen Bergwäldungen einer der gefürchtetsten Anführer der Freischärler versteckt. An der Spitze einer Schaar handfester Kerle beherrschte er die ganze Gegend. Der Garnison von Domingo gab dieser Mensch nicht übel zu raten auf! Er fiel den Trupps, die auf Rekonnozirung ausschärmten, ohne sich auch nur anzumelden, in den Rücken

und verschwand ebensovonnell wieder in den unzugänglichen Verstecken der Sierra. Er konnte übrigens darauf zählen, daß jeder Spaniole zu ihm hielt und daß ihm jedes Haus ein Obdach bot; die ganze Bevölkerung stimmte mit ihm insgeheim überein, denn schließlich waren diejenigen, die wir „Räuber“ nannten, nichts als Patrioten, die den väterlichen Boden gegen den Eroberer verteidigten. Man kannte den Anführer nur unter dem Namen „el Capuchino“; das kam jedenfalls daher, daß er einen großen kastanienbraunen Mantel mit einer Kapuze trug, wie ihn die Mönche zu tragen pflegen. Man erzählte, daß sich in dieser Verkleidung ein höherer spanischer Offizier aus einer sehr angesehenen Familie Cataloniens verbarg. In der Tat galt der Capuchino für einen perfekten Edelmann, einen „Caballero“, wie der Spanier sagt. Im Gegensatz dazu stand sein Leutnant Sandoval mit dem Spitznamen „el Cornicero“, d. h. der Metzger, im Ruf, ein gewalttätiger Mensch zu sein. Wehe dem französischen Soldaten, der diesem unter die Hände fiel! Auch seinen eigenen Landsleuten gegenüber, die aber im Verdacht standen, Sympathien für uns zu hegen, war er nicht zärtlicher.

Wir waren nur noch eine Etappe von unserer zukünftigen Garnison entfernt. Meine Kompanie ging dem Bataillon voraus. Ich wußte, daß vor uns 3 Kompanien der albanesischen Legion marschierten, eine von Bosniern, Albanesen und Türken zusammengesetzte halb wilde Truppe, deren militärische Eigenschaften für die Feinde so harmlos als für die Freunde gefährlich waren.

Gegen Abend, als die violetten Schatten auf dem nackten Steinboden länger und länger wurden, gewährte ich am Eingang eines Waldes, den zu betreten wir uns gerade anschickten, einen meiner Kundschafter, einen Rekruten aus Grugère. Er lief ganz entsetzt und außer Atem auf mich zu. „Kapitän“, schrie er, „die Türken braten im Wald einen Menschen bei lebendigem Leibe!“

Ich traute unsern Verbündeten zwar alles zu, aber bis dahin hatte ich sie nicht für Menschenfresser gehalten. Inzwischen wiederholte mein wackerer Käsebereiter seine Versicherungen unter Bekundung so großen

Schreckens, daß ich Lautschritt kommandierte. Wir kamen an einer Kutsche vorbei, die umgestürzt am Wege lag, während die Maultiere, unbekümmert um den Zwischenfall, in der Nähe grasten, indem sie das zerrissene und verbogene Geschirr nachschleppten. Am Wegrand lag, das Gesicht gegen die Erde, leblos ein Albaneser. Zwischen den Rädern hindurch erblickte ich eine zweite Leiche, es war die eines Majorals, wie man die reichbetrefften Kutscher großer Herrschaften nennt. Doch wir hielten uns nicht auf und kamen in den Wald. Kaum war ich einige Schritte in den Hecken drin, da hörte ich ein markerschütterndes Schmerzens- und Angstgeschrei. Noch einige Schritte, und wir sahen ein so furchtbares Schauspiel, wie man's nur bei den Kannibalen sehen kann! Am mächtigsten Ast eines Eichbaumes hing ein Mann, dem das Seil unter den Armen durchgezogen war. Er krümmte sich unter den schrecklichsten Qualen. Ein Duzend Albanesen schürten ein großes Feuer, worin die Beine des Unglücklichen brieren. Schon sind die Kleider in verkohlten Fetzen heruntergefallen, das Fleisch schmort und verbreitet einen faden Geruch, wie schmelzendes Fett. Unweit des Baumes liegen zwei gefesselte Frauen am Boden, halbtot vor Angst und Schrecken; vom Knöchel, wo sie gebunden sind, und von den Ohrläppchen träufelt das Blut.

Bei unserem Anblick nehmen die Albanesen die Flucht nach allen Richtungen. Ein Teil meiner Leute verfolgt sie. Mit einem Schwert hieb trennt der Leutnant das Seil, mit dem die Banditen ihr Opfer aufgeknüpft hatten und der Unglückliche fällt zweien Voltigeurs in die Arme.

Derweil sehe ich nach den Frauen. Unterstützt von einem Chirurgen, lasse ich ihnen die Pflege angedeihen, die ihr Zustand erheischt. Die eine davon scheint eine Frau über die Vierzig hinaus, die andere ist noch ein Mädchen. Beide gehören den höchsten spanischen Gesellschaftskreisen an. Sie kommen endlich zum Bewußtsein, geben ihren Namen an und erzählen das furchtbare Drama, dessen Opfer sie geworden sind.

Senora Alvarez, die Gemahlin des Brigadeobersten Alvarez, und deren Tochter Donna Mercedes waren nach einem Aufenthalt auf

dem Lande unterwegs nach ihrem Heim in San Domingo, als ihr Wagen am Eingang des Waldes von einer Bande Albanesen überfallen wurde. Der Kutscher fiel tot vom Bock, ein Schuß traf ihn aus unmittelbarer Nähe. Der Lakai hatte sich seiner Haut gewehrt und einem der Angreifer die Halsader durchschnitten, aber bald erlag er der Überzahl und wurde kampfunfähig gemacht. Dann rissen die Albanesen die beiden Damen von der Karosse herab, beraubten sie ihres Schmucks und schleppten sie mit dem Bedienten in den Wald. Hier begann für den armen Lakaien die furchtbare Marter, die erst durch unsere, leider verspätete Dazwischenkunft unterbrochen wurde, wodurch auch die beiden Damen wieder befreit wurden.

Inzwischen hatten diejenigen meiner Voltigeurs, welche den Albanesen auf den Fersen waren, 6 davon gefesselt zurückgebracht, deren Gang mein Senne aus dem Lande Gruyère dadurch beschleunigte, daß er ihnen mit dem Flintenkolben kräftig in den Rücken stieß.

„Kapitän“, sagte er, „da bringe ich die Türken zurück. Es tut mir leid, aber ich mußte unterwegs einen Kalt machen; ich habe ihn auf dem Ploze liegen lassen.“

Ich fragte diese Türken kurz aus, während durch das Zutun meines Leutnants die Kutsche wieder aufgerichtet und die Maultiere wieder angespannt wurden. So konnte ich Senora Alvarez und deren Tochter wieder so gut als möglich auf ihren Wagen bringen. Mein Bedienter setzte sich auf den Bock, nahm die Zügel in die Hand, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Die Leiche des Majorals und der beinahe zur Leiche erstarrte Körper des Lakaien wurden auf improvisierte Tragbahnen fortgeschafft: der letztere starb während des Transports unter den schrecklichsten Qualen, die wir ihm nicht hatten lindern können.

Es war tiefe Nacht, als wir unsere Garnison San Domingo erreichten. Es wäre unmöglich gewesen, auf Grund der Logierzettel für meine Abteilung jezt noch Quartier zu bekommen; um so lieber nahm ich die Gastfreundschaft der Herrschaft an, die meinen Leuten die geräumige Gesindewohnung im schönen Hause der Familie Alvarez als Obdach anwies. Aber noch mehr! Die Senora

hielt daran, daß auch mein Leutnant und ich in diesem Hause Wohnung nahmen; unterstützt von ihrer reizenden Tochter, drängte sie in uns mit so viel Anmut und Liebenswürdigkeit, und so begierig, sich dankbar für die ihnen geleisteten Dienste zu zeigen, daß wir schließlich annahmen, um so mehr als unsere Gegenwart in ihrem Hause für die Damen zugleich ein wirklicher Schutz war. Ich muß zugeben, daß das süße Lächeln auf den Granadenlippen und das Strahlenlicht der Sammetaugen nicht ohne Einfluß auf meinen Entscheid waren. Ich konnte mir nicht träumen, daß ich in diesem Hause das erste Blatt aus dem Roman meines Lebens finden sollte.

Mein Leutnant, Hamilcar Forclaz aus Martigny im untern Walliserland, suchte im Soldatenleben sein Glück, er war ehrlich wie sein Degen, aber von Galanterie ebensoweit entfernt, wie ein Landsknecht im 16. Jahrhundert. Er beurteilte unser Quartier ausschließlich nach materiellen Gesichtspunkten: es gab guten Wein, reichliche Nahrung, das war die Hauptsache!

Tags darauf überlieferte ich meine 6 Albanesen dem Standgericht ihrer Legion. Der Urteilspruch war bald gefällt, und er wurde ebenso prompt ausgeführt, denn wenige Stunden später erschien der Henker, der ihnen den Kopf glatt von den Schultern weggrasierte. Vier von diesem Duzend Schnapphähne erfreuten sich noch ihrer Freiheit. Sie entgingen dem Schicksal ihrer Spießgesellen nur durch Desertion ins feindliche Lager. Wir sollten sie später wieder treffen, und zwar unter ziemlich dramatischen Umständen.

II.

Die ersten Tage, während welcher wir im Schlosse der Alvarez im Quartier lagen, verstrichen sehr ruhig. Ich profitierte davon, um mir die Leute des Hauses näher zu besehen, und es entstand daraus eine reizende Vertraulichkeit, indem jedes zum andern Zutrauen gefaßt hatte.

Die Senora blieb indeß, so liebenswürdig und zuvorkommend sie auch war, meist in Gedanken versunken, ein Schleier von Trau-

rigkeit schien sie zu umgeben. Natürlich war ich zu diskret, als daß ich nach der Ursache dieser seelischen Verfassung gefragt hätte, die ich übrigens als die Folge der letzten tragischen Ereignisse betrachtete. Außerdem wußte ich, daß ihr Gemahl, der Brigade-Oberst Alvarez — ein in der spanischen Armee wohlbekannter Offizier, den ich in Hamburg mit dem General la Romana gesehen hatte — im Kampfe gegen uns lag, indem er in der Esdramadura dem Marschall Soult gegenüberstand. Die Sorgen, welche das graziose Gesicht der Dame beschatteten, mochten wohl auch der Trennung von dem Gatten zuzuschreiben sein, deren Ende nicht vorauszusehen war.

Die lebhaftere Mercedes ihrerseits schien an diese traurigen Dinge nicht zu denken; sie war stets bei der heitersten Laune und freute sich des Lebens im Glanze ihrer achtzehn Denze. Als echte Tochter Kataloniens war sie in die Musik verliebt, sie spielte ziemlich gut Mandoline, tanzte den Fandango gleich einer Zigeunerin, und zeigte, was damals unter den Spanierinnen selten war, eine ansehnliche Bildung, namentlich in der reichen kastilianischen Literatur.

Ohne es zur Kunstfertigkeit gebracht zu haben, spielte ich selber einige Instrumente nicht schlecht; ich benutzte also die vielen Musestunden des Garnisonlebens, um „unsere Dame“, wie mein Leutnant sagte, zu begleiten. Das entgalt die liebenswürdige Senorita damit, daß sie sich in den Kopf setzte, ich müsse das reine Kastilianisch erlernen, und, meiner Seel', bald war ich, natürlich dank der ausgezeichneten Lehrmeisterin, ein hervorragender Schüler.

Das war genug, um ganz unbewußt eine Julie und einen Romeo erstehen zu lassen, glücklicherweise ohne die Montagù und Capulets!

Doch gibt's für den Soldaten keine Ruhe, die von Dauer wäre. Und so geschah's, daß während ich in meinem Liebesidyll mitten drin war, dieser verheulene Capuchino wieder auf der Bildfläche erschien und von seinen Stücklein anstellte. Auf offenem Felde nahm er eine ganze Abteilung Albanesen gefangen! An sich war das Übel ja nicht groß. Aber der Kerl hatte mit einem Schlage zwei

Müden gefangen, d. h. vor der Nase der Garnison eine ganze Sendung von Lebensmitteln, Geld und Kriegsmunition, welche zur Verstärkung der Armee des Marschalls Macdonald bestimmt war, weggeschluppigt; dann war er wieder nach der Sierra zurückgeflohen und spottete unser aus seinem unzugänglichen Versteck.

Da war es mit dem kastilianischen Unterricht und mit den Mandolinenduetten vorbei. Ich mußte mit meiner Abteilung den Capuchino verfolgen. Unter bleiernem Himmel, im Sonnenbrand, mußten wir über Stock und Stein und kamen wie die Scharwache in der Legende immer wieder zu spät, das Nest war jedesmal schon leer. Drei Wochen lang liefen wir uns müde, dann kamen wir ganz gebrochen wieder heim, ohne auch nur das Gewehr gebraucht zu haben. Die Hälfte der Truppe war im Spital. So war unser Einzug in San Domingo nichts weniger als stolz und stattlich.

Unsere Gastgeberinnen waren für mich bei der Rückkehr auf's Höchste besorgt, und ich muß gestehen, daß ich dessen vollauf bedurfte, denn dieser militärische Spaziergang hatte mich total erschöpft. Mercedes vor allem war ganz Mitleid, sie schien sich für unsere Expedition sehr zu interessieren und ließ mich sie bis ins Einzelne erzählen. Man sagt: Liebe macht blind. Ich glaube es schier, denn ohne dies hätte mir der eigentümliche Blick, das rätselhafte Lächeln meiner schönen Zuhörerin nicht entgehen können.

Forclaz kümmernte sich nicht um Liebesgetändel, aber eine seltsame Veränderung im Wesen der Senorita war dieser einfachen Natur aufgefallen, und eines Abends glaubte er mir seine Wahrnehmungen mitteilen zu sollen.

„Kapitän“, sagte er, „habt ihr nicht bemerkt, wie sehr unsere Herrin sich über unser Mißgeschick zu freuen scheint? Ich wette meinen Kopf dafür, daß diese Damen mit denen auf dem Berge in Verbindung stehen; unsere letzte Jagd dahin interessiert sie viel zu viel!“

Und sie sind glücklich, nicht wahr, daß wir unverrichteter Sache heimkehrten, fügte ich hinzu. Aber was ist daran so verwunderlich, Kamerad, sind sie doch im Grunde ihres Herzens Spanierinnen, wie dankbar sie uns auch

für den Dienst sein mögen, den wir ihnen geleistet haben; ihre Sympathien gehen ganz natürlich nach der Seite, wo ihre Väter, ihre Brüder, ihre Gatten oder ihre Söhne stehen! Unser Schweizerland hat ja vor kaum 10 Jahren auch die Invasion erleiden müssen, und du hast den Heldennut der Frauen aus Schwyz, Uri und Unterwalden doch nicht vergessen!

Wir sprachen nicht weiter darüber. Tags darauf kam Befehl, ein Mönchskloster zu durchsuchen und zu besetzen, das auf dem Berg lag, ungefähr eine halbe Tagreise von San Domingo weg, ein wahres Felsenest, dessen Mauern man von der Stadt aus in der Abendsonne leuchten sah. Die Abteilung, unter dem Kommando des Majors de Santa, setzte sich zusammen aus meiner Voltigeurs-Kompagnie und einer andern Kompagnie meines Bataillons, die vor kurzem erst die Garnison erreicht hatte. Als wir Abschied nahmen, benutzte Mercedes, deren Unruhe mir aufgefallen war, einen Augenblick, wo wir allein waren, um mir eine kleine silberne Medaille mit dem Bilde Unserer Lieben Frau del Pilar zuzustecken, welche zu tragen sie mich dringend bat:

„Tun Sie's . . . mir zuliebe“, fügte sie hinzu, „es wird Ihnen Glück bringen und Sie von allen möglichen Gefahren bewahren!“ Dabei wurden die Augen des Mädchens, das sonst so heiter und aufgeweckt war, feucht und ihre Stimme zitterte. Bevor ich Zeit zur Antwort fand, war sie fort.

Ganz in Gedanken versunken trat ich an die Spitze der Kolonne, und obwohl ich an der Seite von Forclaz dahinschritt, blieb ich schweigsam, wie untergetaucht in eine Welt voller Heimlichkeiten.

Wir wollten die Bewohner des Klosters überraschen und den Spähern zuvorkommen, die gewöhnlich das feindliche Lager beobachteten; darum rückten wir gegen Abend durch ein kleines Tor der Festung aus. Die ganze Nacht kletterten wir die Felspfade hinauf, auf denen sonst nur die Ziegen gehen, über enge und tiefe Schluchten. Ein auch nur etwas kühner Feind konnte uns in dieser Gegend einfach vernichten. Unser Führer ist ein Bauer aus der Vorstadt von San Domingo, er geht nicht weit von mir, neben ihm ein alter Unteroffizier, der

den Auftrag hat, ihn über den Haufen zu schießen bei der geringsten verdächtigen Bewegung.

Aber Forclaz ist nicht zufrieden: „Wir manövrieren wie Rekruten“, knurrt er, „der Major de Santa führt unsere Kolonne in einen Hinterhalt, aus dem wir nicht herauskommen. Wenn der Capuchino uns wittert, hat er uns in der Pfanne!“ Das war so ziemlich auch meine Meinung.

Endlich leuchtete der Tag über den Gipfeln, in dem Augenblick als wir aus einem langen Engpaß heraus gerade auf ein großes Felsplateau kamen, direkt vor dem Klostergebäude. Das Ayl des Gebets glich einer Festung von finstern und gefährlichem Aussehen. Ein Unheil verkündendes Schweigen lag über dieser schwarzen drohenden Steinmasse.

Auf den Befehl des Majors läutet ein Unteroffizier die Glocke vor dem Portal. Kein Mensch zeigt sich. Der dreimalige Trommelwirbel, gefolgt von der Aufforderung, hatte nicht mehr Erfolg. Jetzt fielen fünf Sapeurs mit der Art in der Hand über das Tor her, und unter den fortgesetzten Hieben fliegt das Holz bald in tausend Stücke.

In diesem Augenblick öffnet sich an einem Auslug ein Laden, und eine Mönchskutte wird sichtbar.

„Was wollt ihr?“ ruft in spanischer Sprache eine klingende Stimme, „warum störet ihr die Stille der Andacht? Ziehet euch zurück!“

Nachdem der Major die Aufforderung zu öffnen hatte wiederholen lassen, wiederholte ihrerseits die Stimme: „Ziehet euch zurück, oder es komme Unheil über euch alle, Kinder der Ketzer!“

Der Laden schlägt zu, die Sapeurs nehmen auf die Ordre des Majors die Arbeit wieder auf; aber plötzlich erleuchteten sich die Zinnen der Klosterburg, zahlreiche Rauchwölkchen steigen in die Höhe, und ein Gewehrfeuer hebt an, das Tod und Verderben in die Reihen unserer Leute bringt, die auf dem Plateau dicht beisammen stehen. Einer der ersten fällt der Major de Santa, als Opfer seiner Unklugheit. Jetzt wird das Feuer auch von dem Felsgipfeln über unsern Häuptern eröffnet. Wir sind umzingelt. Was machen ohne Ar-

tillerie gegen das Mauerwerk, das jeder Kanone stand hielte? Unter solchen Umständen ist der Rückzug vorgezeichnet. Wir sind in einen Hinterhalt geraten und müssen sehen, daß wir wieder herauskommen.

Unter den schwersten Verlusten können unsere Kompagnien den Engpaß erreichen und durchlaufen. Der Feind sitzt in Sicherheit auf den Gipfeln und schießt unsere Leute zusammen wie Wildpret. Forclaz und ich kämpfen an der Spitze einer Sektion im Hinterreffen, Zoll für Zoll das Terrain schützend, um den Unsrigen den Rückzug zu decken. Zimmer enger schließt sich die feindliche Kette, man ist uns schon ganz auf den Fersen. Rings herum fallen die Mannen zu Boden. Forclaz stürzt mit einem schrecklichen Fluch zusammen. Im selben Augenblick erhalte ich von einem Krummsäbel einen heftigen Schlag auf den rechten Arm, der aus einer furchtbaren Wunde blutet, mir entfällt der Säbel, ich suche mit der Linken nach der Pistole, umsonst, etwas Ungeheueres senkt sich mir auf die Schulter, ich fühle wie ich ergriffen, auf den Boden geworfen und geknebelt werde wie ein Paß, mein Kopf schleift über den steinigen Boden, der Rücken wird wund, und bald hat der Schmerz mich überwältigt, und ich verliere das Bewußtsein...

III.

Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne schon hoch am Firmament. Ich höre um mich herum das Summen von Mücken, das war das erste, was mir auffiel. Dann suche ich mich zurechtzufinden... Ich bin an einen Baum gebunden am Eingang einer Waldeslichtung, und ich kann einen Mann unterscheiden, der in der Nähe an einen andern Stamm gebunden ist...

Aber das ist ja Forclaz! Natürlich, man muß ihn erkennen, er flucht ja schon wie ein Türke: „Freiglinge, Hallunken, Canaille, Mörder, Glende, Türkenhunde!“ An wen richtet sich diese Ladung von Schimpfworten? An eine zahlreiche Schar von Freibeutern, die uns gegenüber stehen. Wie es scheint, sind diese Leute im Begriff, uns zu erschließen, vielleicht sind sie gerade noch dabei, eine raffinierte Marter für uns zu ersinnen, ehe sie uns

ins Jenseits befördern! Sie beraten untereinander. Aber die Aussicht auf Tortur ist das wahrscheinlichste, denn zu meinem Schreck erblicke ich inmitten der Gruppe, lebhaft gestikulierend, unsere drei albanesischen Deserteure. Ohne Zweifel sind die Freibeuter jetzt übereingekommen, uns einen langsamen Tod zu beschereen; statt uns zusammen zu erschießen, werden sie es der Reihe nach tun und die Sankt Sebastianusmarter erneuern. In der Tat geht jetzt ein Freibeuter von der Bande weg, um sich vor Forclaz aufzupflanzen. Langsam läßt er seinen Karabiner, damit er sich des Aufzugs länger freuen könne. Er legt sorgfältig an — pang! — ich höre die Kugel pfeifen, Forclaz brüllt wie ein verwundeter Löwe, die Kugel hat ihm das Bein durchgeschlagen!

Jetzt komme ich an die Reihe. Einer der albanesischen Deserteure kommt auf mich zu, ein teuflisches Lächeln verzerrt seinen Mund, und auch er läßt langsam sein Gewehr und hält es an die Backe —

Ich bin Soldat, ich habe mein Leben hingegeben und werde dem Tod ins Antlitz sehen, trotzdem überrieselt es mich kalt in diesem Augenblick. In der Sekunde, die vergeht zwischen dem Moment, wo der Albanese den Hahn abdrückt und dem Knall des entladenen Gewehrs, strömt eine ganze Welt von Gedanken auf mein Gehirn ein. Ich sehe mein geliebtes Heimatland, all' die meinen, alle, die mir teuer waren, mein ganzes Leben und zuletzt Mercedes, deren Erscheinung zwischen mir und dem Tode steht; ich fühle die kleine Medaille, die sie mir gegeben und die unter den Schlägen des Herzens aus meiner Brust sich hebt und senkt..., dann ein Ausleuchten, ein Wölkchen Rauch steigt auf, etwas summt dicht an meinem Ohr vorbei, der Albanese hat mich gefehlt!

Es blizt zum zweiten Male auf, aber diesmal streckt der Mensch vor mir die Arme in die Höhe, dreht sich um sich selber und schlägt auf den Boden hin. Die Fenster weichen bestürzt etwas zurück.

Ich bemerke jetzt die stattliche Gestalt eines Militärs..., es ist ein höherer Offizier, ein Oberst in der Uniform des spanischen Regiments von Calatrava. Der Offizier schreitet

in meiner Richtung zu, in der Hand hält er eine noch rauchende Pistole, die Waffe, mit der er den Albanesen niedergestreckt hat. Er spricht erregt mit einem Anführer der Freibeuter, den den Hut in der Hand, ihm zur Seite geht. Ein Reitertrupp der regulären Armee, Dragoner von Sevilla, folgen ihnen auf dem Fuße. „Binden Sie diese Offiziere los!“ befiehlt der höhere Offizier einem Adjutanten. „Man schicke zum Doktor Sanchez, ich will, daß man ihnen die beste Pflege angedeihen lasse!“ Dann zum Offizier der Freischärler: „Euch aber, Caballero, sage ich..., wenn ihr noch einmal wider meine Befehle handelt, lasse ich euch am ersten besten Ast aufknüpfen! Wie! Ihr stellet albanesische Mörder ein zur Verteidigung des Vaterlandes? So wisset, Herr Sandoval: wenn die beiden Türken nicht innerhalb 5 Minuten an einem Aste baumeln, so werdet Ihr den Platz einnehmen!“

Ein Verdacht steigt in mir auf... Sollte das am Ende? Aber nein, das ist unmöglich... Und doch, diese Uniform, diese Stimme, diese aufrechte Haltung..., aber ich fiebere ja — mag sein, die Erinnerungen aus Hamburg lassen mich nicht los.

Während der fremde Oberst also spricht, in einem Tone, der keine Widerrede litt, ist er vor dem Baume angekommen, von dem man mich jetzt eiligst losbindet. Er grüßt mich und redet mich im reinsten Französisch an:

„Kapitän de Châtelar, ich bin untröstlich, Sie in diesem Zustande zu treffen, und ich gäbe viel, wenn ich wüßte, daß Sie und Ihr Leutnant nicht verwundet wären. Ihr Leben war mir heilig, mit meinem Wissen sollte kein Haar von Ihrem Haupte fallen. Man wird sich Ihrer aufs Beste annehmen, und ich will Sie besuchen, sobald Sie die erste Pflege erhalten haben!“

Während ich gerührt mich herzlich bei ihm bedankte, flüsterte er mir ins Ohr: „Sie werden mir von meiner lieben Gemahlin und von meinem süßen Liebling Mercedes, meinem einzigen Kinde, etwas zu vermelden wissen, nicht wahr?“ Und fort war er.

So hatte mich meine Erinnerung nicht getäuscht, dieser Offizier war faktisch der Brigade-Oberst Alvarez, der Gemahl der Senora, der Vater von Mercedes: er war der Capuchino.

Man brachte uns in ein verstecktes Gebirgsdorf, wo ein Teil der Freischärler stationierte. Der Doktor Sanchez, den das Muster einer Krankenwärterin, eine junge energische und aufgeweckte Frau unterstützte, ließ uns die beste Pflege angedeihen. Die Wärterin schien eine Vorliebe zu haben für den wackeren Forclaz, der sich wie ein Kind von ihr verbinden ließ. Manchmal lächelten sie sich zu, wie Leute, die sich kennen, das interessierte mich sehr. Als wir eine Weile allein waren, sagte ich zu Forclaz: „Ich möchte darauf schwören, daß ich unsere Wärterin schon anderswo gesehen habe!“

„Das brauchen Sie nicht, Kapitän“, erwiderte der Leutnant, „haben Sie denn Conceptione nicht wieder erkannt, die Hauswallerin der Senora Alvarez? Das wundert mich übrigens nicht von Ihnen! Sie waren viel mehr im Salon als im Vorzimmer! Bei mir war's umgekehrt. Dieser schöne Teufel in Weibsgestalt besorgt wohl die Gänge zwischen San Domingo und den Bergen; aber der Herr möge sie segnen, sie pflegt mich wie eine Schwester!“

Drei Tage nach diesen Ereignissen konnte ich mich vom Lager erheben, die Wunde am Arm war auf dem Wege der Besserung; ich mußte natürlich den Arm noch einige Zeit in der Schleife tragen, aber die Schmerzen hatten nachgelassen. Bei Forclaz war die Wunde am Kopf ohne Folgen, dafür die am Bein aber ziemlich ernst, obgleich die Kugel noch gut durchgegangen war, ohne Knochen und Arterien zu verletzen; er konnte von Glück reden, noch so gut davongekommen zu sein.

Am achten Tage gegen Abend kam der Oberst, wie er zu tun pflegte, auf unser Zimmer, diesmal mit einer wichtigen Mitteilung. Noch diese Nacht sollten wir, mein Leutnant und ich, so bequem als möglich auf Trageseln, eingerichtet und eskortiert von seinen Leuten, bis zur Mühle von Talavera gebracht werden, deren Flügel sich etwa 1500 Meter vor San Domingo im Winde drehen. Dort würden wir unsere Bedienung finden, die bereits informiert war, und die Kutsche der Alvarez... Und als Forclaz und ich uns darüber wundern wollten, bemerkte er lächelnd: „Sehen Sie, Kameraden, ich kenne

jemand in der Festung. Meine Espione haben mir längst erzählt, wie edel Sie sich benommen haben gegenüber denjenigen, die mir die liebsten sind auf der Welt. Von derselben Seite hörte ich, daß ich Sie beim Angriff aufs Kloster als Gegner sehen würde. Und so hatte ich alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit Ihnen, außer einer schwärmenden Kugel, kein Unglück zustieße. Der Anführer der Freischärler, Sandoval, hat mir das Wort gebrochen, aber er mag sich in Acht nehmen! Durch Späher habe ich auch Ihre Bedienung benachrichtigen lassen, damit der Wagen am verabredeten Ort bereit stünde. Ich habe auch Zivillieder für Sie bereit legen lassen, die Sie unterwegs tragen und bis zur Mühle behalten werden, wo die Uniformen Ihrer warten. Trotz meines Schutzes wäre es nicht klug, unsere Linien zu überschreiten in den Kleidern, in denen Sie jetzt stecken! Da haben Sie außerdem einen Freipaß, den Sie nur herauszuziehen brauchen, wenn Ihnen eine meiner Patrouillen den Weg verstellen sollte. Und dann noch eins, was im höchsten Grade sowohl zur Beruhigung der meinen, als auch zu Ihrer eigenen Sicherheit gesagt sei: Sie dürfen vom Obersten Alvarez nichts wissen, noch weniger vom Capuchino! Sie sagen einfach, brave Bauern hätten Sie gefunden und gut gepflegt. Das Schönste dabei ist", lachte er, „daß ich die Sache schon so bewerkstelligt habe, damit diese selben Bauern vom Platzkommandanten von San Domingo ein sehr ehrenvolles Zeichen seiner Dankbarkeit erhalten! Und nun Gott befohlen, ich werde immer und ewig Ihr Schuldner bleiben.“ Seine Stimme zitterte. Er umarmte uns, indem er murmelte: „Va con Dios!“ („Gehet mit Gott!“), und zog sich sofort zurück, ohne uns Zeit zu lassen, ihm zu sagen, welche Gefühle der Dankbarkeit sein edles Verhalten in uns auslöste.

Als wir das Generalquartier des Obersten Alvarez verließen, stand ein schöner Mond am Himmel; er beleuchtete klar jeden Gegenstand. Nicht ohne Bewegung erkannten Forclaz und ich die fahl beleuchtete Lichtung wieder, von wo aus wir einige Tage zuvor im Begriffe standen, den großen Sprung in die andere Welt zu machen. Man konnte ganz gut die beiden Bäume unterscheiden, die uns als

Pfahl dienen sollten. Aber was war das, das sich da im Halbdunkel bewegte? Wir sahen an zwei Korkeichen zwei bleiche menschenähnliche Gestalten hin- und herpendeln. Ein Schauer überläuft uns... Diese wunderlichen Erscheinungen sind ja Geheunte! Es sind die erstarrten grinsenden Leichen der beiden albanesischen Deserteure. Hier hatte Capuchino Recht gesprochen!

IV.

Unsere Rückkehr nach San Domingo de Calatrava ging ohne Zwischenfall von statten. Ich wußte, daß ich auf die absolute Verschwiegenheit von Forclaz zählen konnte; unsere Erzählung fand vor dem Gouverneur, der so, ohne es zu wissen, mit uns kompromittiert war, Glauben, wie das Evangelium. Es galt ja die Sicherheit der Familie, der wir so viel zu verdanken hatten, und dem Obersten Alvarez, der mir das Leben gerettet hatte, konnte ich nichts verweigern, um so weniger, als er nichts von uns verlangte, was uns in Widerspruch zu unserer Soldatenpflicht gebracht hätte.

Seitens der Senorita Mercedes und ihrer Mutter war der Empfang ein so herzlicher, wie es sich von so edlen Seelen versteht. Das liebenswürdige Lächeln meiner schönen und teuern Feindin ließ mich bald meine Wunde und die Erinnerung an die qualvollen Stunden in jener Richtung vergessen. Mein guter, braver Forclaz, den die Liebe nur wenig quälte, ließ sich durch alle und jeden vom Personal des Hauses verhütscheln und verzärteln, und würde, glaube ich, sogar noch eine weitere Kugel ins Bein mit in den Kauf genommen haben, so sehr gefiel ihm diese Rolle des Vogels im Hanfsamen!

Zwei Monate lang blieb alles ruhig um die Festung herum, wenn ich von einzelnen kleinen Scharmüßeln absehe, die mit den Freischärlern ausgefochten wurden und nur geeignet waren eine Garnison wach zu halten, deren Besatzung übrigens nach dem Abzug der Albanesen nur noch aus Weichselpolen und einigen heftischen Kompagnien bestand.

An einem Nachmittag, da wir, Forclaz und ich, gemütlich im Schatten der Orangen saßen,

und Mercedes uns gegenüber, da erschien plötzlich in unserer Mitte eine junge Zigeunerin. Sie hatte die Mantille über den Kopf geschlagen, was ihr Gesicht zum Teil verdeckte, aber doch nicht derart, daß man nicht ein ungemein lebhaftes und bekanntes Auge dahinter bemerkt hätte. Die Zigeunerin ging auf Mercedes zu, ergriff ihre Hand, als wollte sie aus deren Linien die Zukunft deuten, und sprach dabei zu ihr sehr rasch im katalonischen Dialekt, wovon weder Forclaz noch ich was verstand. Mercedes schien sich für die Redseligkeit sehr zu interessieren, denn plötzlich nahm sie die Zigeunerin beim Arm und zog sie zum Hause hin, worin beide verschwanden; wir verfolgten den Vorgang mit Aufmerksamkeit.

„Ich hab's“, rief Forclaz, „diese Zigeunerin ist niemand anders als Conceptione, die jedenfalls vom Lager des Obersten wichtige Meldung nach Hause bringt.“ Er hatte noch nicht zu Ende geredet, als die Zigeunerin wieder im Garten auftauchte. Diesmal hatte sie die Mantille zurückgeschlagen, und es war kein Zweifel mehr: Conceptione stand vor uns. Sie näherte sich uns und warf uns schnell die Weisung zu: „Hütet euch beide Tag und Nacht vor dem Cornicero! Er hat euch tödtliche Rache geschworen. Er spürt euch nach und will euch ans Leben. Das Leben meines Herrn ist ebenfalls bedroht; denn vor kurzem hat er den Cornicero auspeitschen lassen und aus der Truppe der Freischärler hinausgeworfen.“

Wie ein schenes Reh entwand Conceptione darauf unsern Blicken. Ihre Worte konnten uns schon nachdenklich machen. Aber es kam der Befehl, nach dem Norden zu gehen, um mit einer fliegenden Kolonne die Steuererhebung zu überwachen; derweil vergaßen wir den Zwischenfall. Die Expedition nahm 14 Tage in Anspruch, worauf wir nach San Domingo zurückkehrten. Welches war nicht unser Erstaunen, als wir die Wohnung leer vorfanden! Mercedes hatte mir ein Wort hinterlassen, wonach sie sich mit ihrer Mutter auf dem Lande in San Lucar del Campo befanden, einem großen Flecken ungefähr 3 Meilen südlich von San Domingo. Da ich mit der fliegenden Kolonne die Steuereintreibung auch im Süden zu überwachen hatte, kamen Forclaz und ich gerade nach San Lucar, den Hauptort

des Distrikts. War es nur der Ausfluß einer cäsaristischen Strategie, daß ich diesen Flecken zum Zentrum meines Dienstes wählte, oder doch wohl eine gewisse geheime Kraft, die mich dahin zog? Ich kann es nicht sagen. Aber als ich meine Truppe dort stationiert hatte, war es meine erste Sorge, der Familie Alvarez einen Besuch abzustatten, und ich schätzte mich glücklich, meine liebe Mercedes nach so langer Abwesenheit wieder begrüßen zu dürfen.

Meine unerwartete Ankunft schien trotz des unveränderten lebenswürdigen Empfangs der Senora Alvarez einige Bedenken zu verursachen; Mercedes dagegen ließ sich nichts dergleichen merken. Sobald die Dienerschaft sich zurückgezogen hatte, wandte sich das reizende Mädchen an die Senora:

„Mutter, warum sollen wir's verbergen? Wir wollen doch vor dem Kapitän de Châtelar kein Geheimnis haben!“

Und indem sie sich an mich wandte: „Mein Vater ist hier. Er hat alles gewagt, um uns das letzte Mal umarmen zu können, bevor er nach Andalusien geht, wo ihm die Junta ein Kommando in der königlichen Armee anvertraut hat. Er war im Begriffe zu gehen, als die Ankunft Ihrer Soldaten die Absicht vereitelte. Sie werden den Obersten Alvarez, den Gatten derjenigen, die Sie wie einen Sohn aufgenommen hat, und den Vater derjenigen, die Sie lieben, gewiß nicht ausliefern!“ fügte sie erröthend und mit bewegter Stimme hinzu.

„Ganz gewiß nicht!“ versicherte ich. Den Offizier, der mir das Leben gerettet hat, den Gatten, den Vater werde ich nicht denunzieren. Ich bin Soldat und nicht Henkersknecht. Aber ums Himmelswillen, im Namen der Liebe Ihrer Mutter zu ihrem Gatten, im Namen jener zärtlichen Gefühle, die Sie mir soeben entdeckten, sorgen Sie dafür, daß der Oberst so rasch als möglich die Flucht nimmt; ich werde ihm dazu verhelfen, wenn's not tut!“

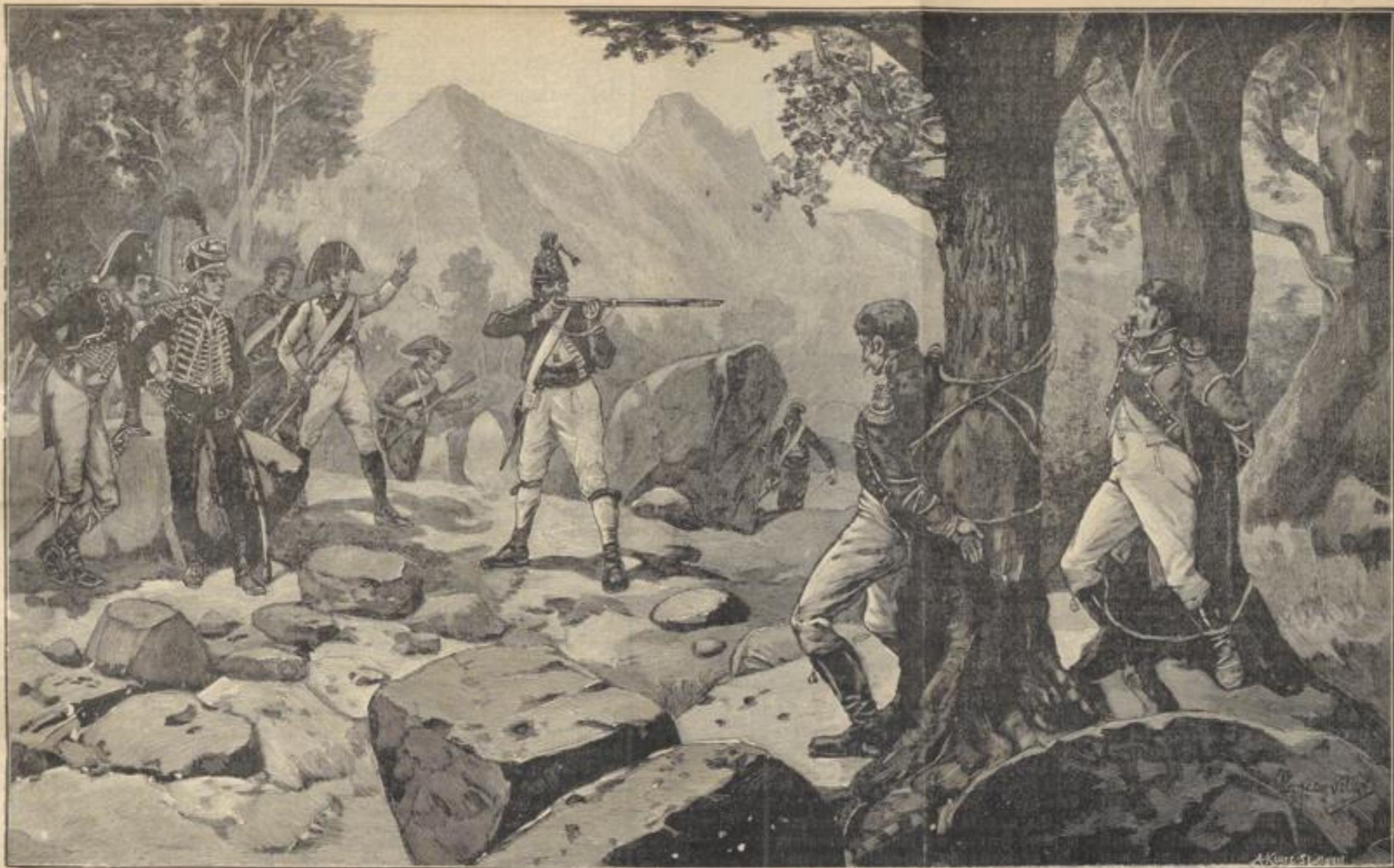
Da ergriff mich Mercedes bei der Hand, führte mich zum Gemach hinaus, hinunter in den Garten. Dort saß im Schatten von Lorbeer- und Mandelbäumen auf einer Bank der Colonel Alvarez; er war in Uniform, aber er trug seinen kastanienbraunen Mantel darüber. Bei unserm Anblick erhob er sich und kam

Luß einer
en Fleden
hüte, oder
die mich
Über als
atte, war
e Alvarez
hüte mich
so langer
fen.
Irrig des
fangs der
zu verur-
ichts der-
schaft sich
reizende

erbergen?
Chätelar

: „Wein
um und
bevor er
Junta ein
e anver-
hen, als
sicht der-
Alvarez,
ic einen
äter der-
cht aus-
bewegter

ch. Den
hat, den
anzieren.
ht. Aber
er Liebe
Namen
er soeben
Oberst
amt; ich
t tut!“
Hand,
unter in
on Vor-
ank der
aber er
arüber.
nd kam



Ich höre die Kugel pfeifen, Forclay brüllt wie ein verwundeter Löwe, die Kugel hat ihm das Bein durchschlagen!

lächelnd auf mich zu, indem er mir die Hand reichte.

„Ich mache Ihnen viel Mühe, Kapitän de Chatelet“, begann er, „aber ich konnte mich nicht entschließen, meine katalonische Heimat zu verlassen, ohne ein letztes mal Mutter und Tochter an mich zu drücken. Übrigens bin ich in wenigen Minuten beim Fährmann, auf dessen Barken ich über das Wasser setze, das dort am Rande des Gartens hinläuft. Auf der andern Seite des Baches warten meine Pferde und bald bin ich weit von hier. Sie werden mir den Befallen tun, nicht wahr, über die Meinen zu...“

Er konnte nicht aussprechen, eine Kugel pfliff an mir vorbei, ein Schuß krochte, ich sah, wie der Colonel die Hand an die Stirne legte, wie er wankte... Ich versuchte ihn zu halten, aber wie merkwürdig, im selben Augenblick pfliff ich einen heftigen Schmerz im Nacken, ich sehe alles im Feuer, die Welt geht mit mir im Kreise herum, die Ohren drummen, des Gehirns bemächtigt sich eine entsetzliche Verrennung, ein Schleier legt sich wie die Nacht über meine Augen... dann ist alles totenstille...

V.

In diesem Zustand des Halbschlafes, der dem Erwachen vorangeht und in welchem man die Geräusche, die von draussen kommen, schon unklar unterscheidet, höre ich die Ahl-laute des Leutnants Forclaz an mein Ohr vibrieren, und eine perlende Stimme, eine weibliche Stimme antwortet ihm; diese Stimme erfüllt mich mit einer Wonne, von der ich wünschte, sie möchte ewig dauern. Aber ich öffne schon die Augen... Ja, was geht denn hier vor? Warum liege ich im Bett? Warum steht Forclaz zu Häupten? Da bemerke ich auch eine junge Dame in Trauer auf der Türschwelle — mein Gott, es ist Mercedes! Aber wo bin ich denn? Das ist eine Halluzination, ich will mich aufrichten und diesen Alb abschütteln. Doch ein heftiger Schmerz läßt mich in die Kissen zurücksinken.

„Weibet doch ruhig, Kapitän!“ bemerkt Forclaz. „Es ist Euch verboten, eine Bewegung zu machen, und wenn Ihr nicht brav seid, wird Senorita Mercedes Euch schelten!“

Dabei machte mich der tapfere Degew auf meinem Lager zurecht, wie nur eine Mutter ihrem Kinde getan hätte. „Ach, Kapitän, wenn Ihr noch am Leben seid, so verdanke ichs der wunderbaren Aufopferung dieser Damen, denn Ihr habt was durchgemacht in den drei Wochen, die Ihr im Fieber auf dem Rücken lieget!“

Ich war also verwundet worden? Aber wo und wann? Langsam kam mir die Erinnerung zurück. Ja, ich war mit dem Colonel Alvarez zusammen. Er schwankte, man hat auf ihn geschossen. Aber woher diese Trouerkleider, die ich soeben bemerkte? Eine furchtbare Angst besiel mich. Ich ahnte Furchtbares und hat Forclaz sichtlich, mir zu erzählen, was vorgefallen war. Er zögerte lange in der Befürchtung, ein neuer Fieberanfall möchte mich gefährden, endlich leistete er meinem Wunsche Folge. Ich erfuhr also, daß die Kugel, die mir am Ohr vorbeipfliff, den Colonel Alvarez in die Stirn traf, so daß er sofort tot zu Boden fiel. Ein zweiter Schuß kam aus der nämlichen Richtung und traf mich selber zu gleicher Zeit, und auch ich fiel, direkt über den Colonel.

Conceptione hatte Recht gehabt, als sie uns vor dem Cornicero warnte. Er war es gewesen, der hinter den Lorbeerbäumen versteckt, auf uns beide schuß. Aber sein Verbrechen sollte nicht unbestraft bleiben. Conceptione, die mit einer Ergebenheit ohnegleichen über ihren Herrn wachte, hatte bemerkt, wie sich ein unbekannter Mann mit verdächtigem Aussehen in den Garten geschlichen und hinter dem Gebüsch Deckung gesucht hatte und war sofort hergelaufen, um ihn zu stellen und über sein Vorhaben zu befragen; aber sie kam gerade in dem Augenblick, als der zweite Schuß gefallen und der Wüdder im Begriffe war, zu entfliehen. Ohne zu zögern, ergriff das tapfere Mädchen ihren Dolch und stieß ihn dem Banditen bis ans Hest in die Brust, ehe dieser nur Zeit hatte, an Verteidigung zu denken. Und dieser Bandit war in der Tat Sandoval, der Cornicero!

„Ein wackeres Weib, diese Conceptione“, so schloß Forclaz, wie zur Auzanwendung. „das würde eine gute Soldatenfrau abgeben!“

Ich aber dachte an den armen Colonel, den ich nun nicht mehr sehen konnte, und an den

Schmerz der einen, dieser unglücklichen Damen, so voller Liebe, und so schwer geprüft!

Als ich gegen Abend erwachte, fiel mein Blick zuerst auf das süße Anstly von Mercedes. Troy der Blässe ihres Gesichts und obwohl Sorgen, Kummer und Thränen ihre Augen umrahmt hatten, war sie immer schön geblieben. Meine liebe Wärterin gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, ich solle nicht sprechen, aber sie ließ mir ihre Hand und lächelte so milde, wie ein guter Vogel.

Meine Genesung dauerte sehr lange, denn die Wunde war schwer. Die Kugel hatte unter dem Genick eingeschlagen und die Schulter durchbohrt, um ihren Ausgang durch die Achselhöhle zu nehmen. Aber ich wollte leben, und mit 20 Jahren bleibt man Sieger im Kampfe mit dem Tod. Sobald ich mich erheben konnte, von der Wunde noch nicht ganz genesen, wurde ich mit meiner lieben Mercedes in der Kathedrale von San Domingo zusammengegeben. Aus Rücksicht auf die tiefe Trauer war die Zeremonie nur ganz intim. Selbstverständlich stand mein treuer Forclaz als Trauzuge neben mir.

Nach der Einsegnung und mit der Erlaubnis, meiner Genesung anzupassen in der Hand, verließen meine Schwiegermutter, meine Frau und ich, die wackere Conceptione nicht zu vergessen, Katalonien und zogen nach der Schweiz; wir konnten von der Gelegenheit profitieren, daß gerade eine Abtheilung Soldaten unter gutem Schutz in die Heimat entlassen wurde. Es drängte mich, meine junge Gemahlin den Meinen vorzustellen, die ich seit dem Beginn der Kriege unter dem Kaiserreich nicht wieder gesehen hatte.

Nach dem Feldzug von 1812 verließ ich mit dem Titel eines Bataillonsführers die Armee. Ich zog mich nun mit meiner treuen Gefährtin und unsern beiden Kindern auf meinen alten Familiensitz zurück in den goldigen Gefilden von Vouvetet, die sich in den Wassern meines schönen blauen Sees spiegeln.

Forclaz war Kapitän geworden; er fuhr bis 1814 fort, in der Armee zu kämpfen, und ließ von Zeit zu Zeit von sich hören. Eines Tages sah ich in Vouvetet einen sehr mageren, mährischen und müden Herrn landen, aber von ganz soldatischem Aussehen: es war Freund

Forclaz, der zurückkam, um in seiner Heimat seine Renten zu verzehren. Nun geschah es, was so unerwartet kam, als es merkwürdig war. Conceptione, die meine Kinder verehete, war nämlich als Gesellschafterin bei uns geblieben. Niemand von uns ahnte, was in ihrem Innersten vorging. Als sie Forclaz wieder sah, überließ Pimpurre die ihre Wangen, und ihr Wesen drückte höchste Erregung aus. Der alte Trouvier schien seinerseits nicht weniger gerührt; um sich's nicht merken zu lassen, drückte er nach ländlicher Sitte zwei laute Küsse auf die Wangen der Jungfer...

Was soll ich euch weiter sagen? Drei Monate später segnete der ehrwürdige Pfarrer von Vouvetet diesen Bund in der kleinen Kirche ein. Als Forclaz aus der Kirche kam, stolz und glänzend in seinem schönen scharlachroten Kleid, warf er einen langen zärtlichen Blick auf die junge Frau, die vor lauter Glück erröthete und raunte mir ins Ohr: „Habe ich's euch nicht gesagt, Herr Kommandant, daß Conceptione eine prächtige Gefährtin für einen Soldaten abgäbe?“

Henri Sanier.

Rosette.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Reigny-sur-Ormain ist ein großes Dorf in diesem reizenden Lande von Bar, durch welches man ins Herz unseres lieben Lothringer Landes kommt. Dort lebte zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, eine reiche Weinbauernfamilie: die Donnets.

Die Donnets arbeiteten Jahr für Jahr in ihren Aeden, die das bekannte zwiebelbaum schillernde Weinchen geben, welches der Ruhm von Bar-le-Duc ist. In Reigny galten sie als behäbige Leute, die ihrer Tochter Rosette, einem hübschen Kind, so blond wie die reife Frucht und so frisch wie der Maienmorgen, ein solides Heiratsgut mitgeben konnten.

Rosette stand im 18. Jahr. Manche Werber schwärmten schon um sie herum, die einen angezogen durch das, was man „eine gute Partie“ nennt, die andern — und diese

waren u
unbesch
sich G
mäh! U
lieben
ander
unbesch
Stimme
Rebens
lachte u
frei war
Auf
mit Ba
Einde
meiere
Mähne,
energisch
einen u
milde,
tugend
schen vo
Erziehu
merkw
von Ho
Befalle
des Jun
Als
hatte
Etern
loren,
Neben
zusamm
Schrit
durch
des W
den B
Noll
gaben
gewö
Feld,
Se
sien.
Ornat
währe
scherte
So
wo m
Zweig
ung i

waren viel zahlreicher! — entzückt durch die unbeschreibliche Anmut, die von diesem herrlichen Geschöpf ausging. Vergebliche Liebesmüh! Rosette machte sich lustig über die Verliebten, indem ihr diese Dorfgeden nicht anders als lächerlich erschienen, die ihr mit unbeholfenen Manieren und zuckersüßer Stimme um die Wette zum Einschlafen fade Nebenarten deklamirten. Und die Kleine lachte um so mehr, als ihr Herz nicht mehr frei war...

Auf der Kilbe des Städtchens hatte Rosette mit Paul Laurent, dem Sohn eines reichen Eisenbergwerksbesizers aus Ligny-le-Barrois, mehrere Walzer getanzt. Und die schwarze Mähne, die großen dunklen Augen und die energischen Züge Pauls hatten auf Rosette einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sein mildes, zukommendes Wesen stand in wohlthuendem Kontrast zu der Verbtheit der Burtschen von Revigny. Er hatte eine sorgfältigere Erziehung genossen und konnte sich darum merkwürdig gewandt ausdrücken. Rosette, eine von Haus aus zarte Natur, fand nur zu bald Gefallen an den lebenswürdigen Manieren des jungen Mannes.

Als es an der Kilbe auf den Abend ging, hatte Rosette, eine richtige Evasochter, ihre Eltern mitten im Gedränge nicht ungern verloren, und war am Arme Pauls auf einem Nebenweg nach Revigny zurückgekommen. Mehr als zwei Stunden waren die beiden so zusammengewesen, denn sie nahmen nur kleine Schritte, und wenn der Abendwind etwas stark durch die großen Pappeln zu beiden Seiten des Weges rauschte, schmiegte sie sich eng an den Begleiter...

Nähe am Dorf trennten sie sich; zuvor gaben sie sich aber unter dem klaren Himmelsgewölbe, einem mit Sternen besäeten blauen Feld, den ersten Kuß.

Seither hatte Rosette oft ihren Paul gesehen. Morgens traf man sich am Ufer des Ornain, unter den Weiden, und konnte sich, während das Wasser daneben traulich plätscherte, den süßesten Träumereien überlassen.

So saß Rosette eines Tages am Plätzchen, wo man sich gewöhnlich traf; bald wurden die Zweige verteilt und Paul tauchte auf. Bestürzung in den Zügen.

„Liebe Rosette“, begann er, „wir gehen einer schweren Zeit entgegen. Der Vater will durchaus, daß ich morgen schon nach Paris reise. Er behauptet, ich verroste hier im Nichtstun, und will mich dorthin schicken, damit ich Medizin studiere und das Doktorexamen mache. Ich kenne meinen Vater und seinen unbeugsamen Charakter. Ich weiß, daß dagegen kein Widerspruch hilft, und daß ich gegen einen eisernen Willen stoßen würde. Darum gilt es die Prüfung mutig zu ertragen, teuerste Rosette!“

Er hatte den Arm um sie geschlungen und suchte sie zu trösten. Vergebens! Die Arme weinte, wie verzweifelt. Paul sprach ihr von der Zukunft, von bessern Tagen, die kommen würden, usw.

„Weine nicht mehr, Rosette, stille deine Tränen! Sobald ich in Paris angekommen bin, will ich mutig an die Arbeit gehen, um den Dokortitel zu gewinnen, um dann in die Heimat zurückzukommen, damit wir uns heiraten können. Versprich mir, daß du mich nicht vergessen wirst! Was mich betrifft, so habe ich ja viele Freunde hier, durch die ich dir Nachricht zukommen lassen kann, und die mir deine Briefe übermitteln. So können wir uns immer noch mit einander unterhalten, aus der Ferne allerdings, aber doch so, daß wir uns näher fühlen... Und wenn du dann und wann meine Abwesenheit allzuschmerzlich empfinden solltest, so schaue in der Richtung nach Paris und sage dir: Dort in dieser großen tosenden Stadt, im Wald der Kirchtürme und Häuser drin, gibt es irgendwo ein kleines Zimmer im sechsten Stock, und in diesem Zimmer einen braven jungen Mann, der beim Lampenlicht den Kopf über dicke staubige Bücher beugt und tüchtig arbeitet, damit Rosette Dounet sobald als möglich „Frau Dr. Laurent werden kann!“

Jetzt hatten sich beide erhoben. Sie legte ihre kleine Hand in Pauls Hand, schaute ihm in die Augen, und sagte:

„Gut... Ich vertraue auf dich, Paul!... Umarme mich, und dann, weil es doch sein muß... Adieu, Adieu!“

„Nein“, sagte er, indem er sie zum letzten Mal fest an sich drückte, „nicht Adieu, sondern aufs Wiedersehen!“

Sie gingen auseinander, ohne daß eines

den Mut gehabt hätte, zurückzuschauen, sie hätten es ja nicht ausgehalten! Paul entfernte sich gesenkten Hauptes, und Rosette kam sehr traurig nach Hause. In ihrem Herzen fühlte sie jetzt eine entsetzliche Leere, wie eine weitklaffende Wunde...

II.

Tags darauf reiste Paul nach Paris.

In den ersten Monaten seines Aufenthalts in Paris erhielt Rosette regelmäßig überschwängliche Liebesbriefe, die ihr von einem Kameraden ihres Geliebten zugesteckt wurden und ihr die größte Freude bereiteten. Dann wurden die Briefe seltener, ließen oft Monate auf sich warten und verloren mehr und mehr den zärtlichen Charakter; der Bote brachte jetzt in langen Abständen nur knapp gehaltene Billets, die der Verfasser wohl in aller Eile auf der Ecke eines Caféstisches niedergeschrieben hatte, und die bald die Gleichgültigkeit nicht mehr verleugneten.

Einige Zeit darauf kam überhaupt kein Brief mehr, Paul schien in der That vergessen zu haben...

In seinen Studien war er in die Gesellschaft leichtlebiger Kollegen geraten, die sich bemühten, ihn für ihre laxen Anschauungen zu gewinnen. In den ersten Tagen hatte Paul noch Widerstand geleistet, als man ihn zu allerlei Lustbarkeiten, zu Tanzgelegenheiten und in Bierhäuser einlud, worin seine leichtsinnigen Kameraden ihre beste Zeit verträdelten. Aber man lachte ihn aus, man hatte wohl herausgefunden, daß auch er irgend eine Idylle in der Westentasche mit sich trug, daß er in der Provinz eine blonde Maid zurückgelassen hatte, und deshalb zog man ihn auf mit dieser grausamen Ironie, die das Geheimnis der rücksichtslosen Jugend ist. Zuerst war er darüber rot vor Horn geworden, aber nach und nach schickte er sich darein, mit den andern zu lachen und seine ärgerliche Miene beiseite zu lassen.

Wenn er's recht bedachte, hatten sie am Ende recht! Warum soll man vor dem Vergnügen die Augen niederschlagen und mit 20 Jahren ein Gesicht machen, als zählte man 80! War es nicht besser die Trübsal den Grau-

bärten zu überlassen, und wie die andern von den tollen Jahren der Jugend zu profitieren?

„Aber Rosette?“ flüsterte es leise in seinem Innern.“

„Ach was! Die wird sich trösten! Wer weiß? Am Ende hat sie ihn schon jetzt vergessen! Zum Kukud! Liebeschwüre dauern nur für den Augenblick, heißt's in einer alten Romanze. Warum sollten die übrigen eine Ausnahme von der Regel machen?“

Leider hatte sich Rosette gar nicht getröstet, ganz im Gegenteil! Sie litt furchtbar, als sie sich im Stich gelassen sah. Und wie oft schaute sie, mit dicken Tränen in den Augen in der Richtung nach diesem vermaledeiten Paris, das ihm das Herz ihres Geliebten stahl! Und wie oft ließ sie sich am Ufer des Ormain nieder, am alten Plätschen, bei jedem Geräusch gewärtig, Pauls braunes Haar zwischen den Zweigen der Weiden auftauchen zu sehen!!

III.

Jahre waren darüber hinweggegangen.

Paul hatte über dem Vergnügen die Arbeit nicht vergessen. Und als er nun seine Studien vollendet und ein glänzendes Doktorexamen passiert hatte, schrieb er seinem Vater, er möchte ihm gestatten, sich in Paris niederzulassen.

Er schilderte dem biederen Hüttenbesitzer die Vorteile, welche die Großstadt ihm bieten würde. Da war zunächst ein ausgesuchter Patientenkreis, der ihm nicht fehlen konnte. Und dann das hohe Ansehen, ein Umstand, worauf der Sohn großes Gewicht legte, um der väterlichen Eitelkeit zu schmeicheln; er bemühte sich, ihm darzutun, wie das Zeug zu einer medizinischen Berühmtheit in ihm steckte, zu einem jener Fürsten der Wissenschaft, die der Ruhm und die Ehre des Landes sind. Er erklärte ihm gerade heraus, daß es ihm unmöglich wäre, seine Pariser Beziehungen fahren zu lassen, um sich in Ligny-en-Barrois zu vergraben, im Ruß der Fabriken und Höfen. Die Landpraxis auszuüben, mitten im Winter, wenn es schneite, mit grob beschlagenen Schuhen die Schmiede und Bauern der Gegend aufzusuchen — nein, da gab es doch noch besseres zu tun!

Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

Papa Laurent bedeutete dem Sohne in dem kategorisch knappen Tone, der ihm eigen war, er möge ohne Verzug kommen, und in Ligny sich etablieren. Außerdem rügte der alte Laurent aufs Schärffste die ehrgeizigen Pläne seines Sprößlings und schloß wie folgt:

„Was den Widerwillen anbelangt, den dir die Aussicht, dich in deiner Heimat niederzulassen, einzulüßeln scheint, so macht er dir durchaus keine Ehre. Hier ist's gewesen, wo ich als einfacher Arbeiter, mein Vermögen erworben habe. Wenn du einige Gelehrsamkeit besitzt, so ist es nicht mehr als billig, deinen Landsleuten damit nützlich zu sein: sie haben's um dich verdient. Dieses Land hat dich und die deinen reichlich ernährt, der Schweiß der Arbeiter von Ligny hat aus dir einen Herrn mit zarten Händen gemacht, und diese Bildung, auf die du so stolz bist, verdankst du schließlich allen diesen armen Leuten. Unter diesen Umständen muß es dir klar sein, daß du eine heilige Schuld abzutragen hast, und da die Laurents Männer vom alten Schlag sind, wirst du diese Schuld auch bezahlen, dessen bin ich sicher!“

„Donnerwetter!“ dachte Paul, „der ist nicht leicht zu überzeugen. Aber stellen wir uns taub! Denn wenn ich nach Hause käme, müßte ich dieses arme Mädel von Rosette wiedersehen, gegen die ich mich, was nicht zu bestreiten ist, nicht am korrektesten betragen habe. Wer weiß, ob sie nicht Krach machen und Skandal verursachen würde, wenn sie mich in Ligny etabliert sähe. Kurz und gut, der Vater mag sagen was er will, ich bleibe!“

Er irrte sich sehr, der neugeborene Doktor, wenn er einen Skandal fürchtete. Rosette hatte sich ins Schicksal gefügt. Ja, es schien ihr jetzt fast natürlich, daß der so anziehende, so gelehrte junge Mann nicht mehr an das einfache junge Mädchen vom Lande dachte! Das wäre doch zu komisch gewesen, die kleine Rosette Donnet als Frau Dr. Paul Laurent; wahrhaftig, man hätte darüber gelacht zehn Meilen in der Runde!

Ja, Rosette hatte entsagt, ohne Born, ohne Bitterkeit; nur wenn sie allein war, weinte sie still vor sich hin über die schönen Träume, die jetzt, wie Kartenhäuser im Sand zusammen-

gestürzt waren. Sie war ganz bleich geworden und zum Schatten abgemagert. Ihre Eltern konnten sich absolut nicht erklären, welches Übel an dem Herzen ihrer Tochter nagte; auf alle Fragen antwortete sie immer wieder:

„Es ist nichts, ich fühle mich nur etwas schwach!“

Umsonst hatten die Donnets die berühmtesten Ärzte aus der Gegend befragt. Keiner konnte über den geheimnisvollen Fall Genaueres sagen.

Indeß hatten einige gute Seelen aus dem Dorfe seinerzeit Paul und Rosette, als sich noch beide gern hatten, zusammen gesehen. Der alte Donnet hörte schließlich auch von diesen Beziehungen. Das brachte auf einmal Licht in die Sache. Jetzt kannte er die Krankheit seiner Tochter, jawohl, jetzt kannte er sie... und wollte schon nach dem geeigneten Mittel suchen...

In aller Herrgottsfrühe trieb er das Pferd aus dem Stall, den Rosßbraunen, spannte es an den Korbwagen und fuhr in der Richtung nach Ligny.

IV.

„Wenn du innerhalb dreier Tage nicht da bist, komm' ich dich holen. — Laurent.“

Das war der Inhalt des bläulichen Stück Papiers, gewöhnlich Depesche genannt, das Paul an diesem Morgen wieder und wieder las, während er sich hinter den Ohren kratzte.

Der junge Arzt kannte seinen Vater soweit, daß er wußte, wie der nur ein Wort hatte, und zur angemeldeten Zeit an Ort und Stelle erscheinen würde. Er wußte auch, wie jähzornig der Hüttenbesitzer sein konnte, und wie gefährlich es war, ihn zu reizen. Und so sagte er sich nach reiflichem Nachdenken, das Beste sei, es auf gut Glück zu wagen, und heimzulehren.

Er ging am Telegraphenbureau vorbei und schickte dem Vater drei Worte: „Komme morgen früh.“

In der Tat traf er am andern Morgen in Ligny ein.

„Endlich bist du da!“ rief Papa Laurent bei seiner Ankunft, „es ist nicht zu früh! . . . Diese Herren von der Universität lehren euch ohne Zweifel viele Sachen! Nur vergessen sie, wie es scheint, euch Respekt vor der Autorität

des Vaters beizubringen... Aber reden wir nicht mehr davon, da du zurück bist... Das ist die Hauptsache! Wie ich dir's gesagt habe, wirst du dich bei uns etablieren, wenn du wenigstens glaubst, in Ehren bestehen zu können!"

"Aber, Vater, ich habe doch meinen Dokortitel..."

"Darauf pfeif' ich! Zuerst will ich dich am Werke sehen, dann erst bin ich sicher, daß du tüchtig bist!... Und dazu bietet sich jaust Gelegenheit... Wir nehmen die Fuhre, und ich begleite dich auf deinem ersten Krankenbesuch..."

Zum Kuckuck auch! Paul kannte wohl des Vaters Launen, aber trotzdem war er diesmal verblüfft. So ohne weiteres in die Kur genommen zu werden, ohne auch nur erst Atem geschöpft zu haben, das war gewiß keine Kleinigkeit!

Beide, Vater und Sohn, saßen jetzt, Seite an Seite, in der Breaçh, die sie, von zwei kräftigen Pferden gezogen, im Galopp entführte. Der alte Laurent rauchte mit Genugtuung seine Zigarre, während Paul, im Grunde genommen recht froh, wieder die Heimat zu sehen, den Blick gerührt noch allen Seiten schweifen ließ. Mit Vergnügen sah er den alten Kirchturm wieder, darum herum eine Dohlenhaare, und überhaupt alle Plätze, wo er vor langen Jahren mit gleichaltrigen Buben an den Sommertagen gespielt hatte.

Plötzlich bog die Breaçh in einen mit Poppelein bepflanzten Weg ein — in denselben, den seiner Zeit Paul an der Seite von Rosette gegangen war, unter dem sternenspeienden Himmel... Es war der Weg nach Nevigny.

Schon kam in der Ferne das Dorf zum Vorschein mit seinen niedlichen Häusern an den Ufern des Ornatn.

Der Wogen fuhr jetzt in der Hauptstraße. Vor dem fünften Hause hielt Papa Laurent die Pferde an und sprang zur Erde.

"Wir sind am Ziel", sagte er einfach. Und der Hüttenbesitzer öffnete eine Tür und trat ein. Paul folgte ihm auf dem Fuße.

Sie befanden sich in einem geräumigen Zimmer zur ebenen Erde. Plötzlich löste sich ein Schrei aus Pauls Brust: auf einem kleinen eisernen Bett mit gestickten Vorhängen hatte

er soeben Rosette bemerkt, welche im Schlimmer lag. Eine unsägliche Trauer verschleierte das zarte Antlitz des jungen Mädchens. Zu Häupten saßen die Donnets, zwei alte Leute im weißen Haar, wie versunken in schmerzliche Träumerei.

Der alte Laurent war ans Bett getreten, hatte mit seiner schwieligen Rechten die Stirn des Mädchens gestreift und rief ihr jetzt mit einer Stimme, die sich bestrebt, mild zu sein:

"Erwache, liebes Kind!"

Die Kranke erzitterte, sie hielt die Hand über die Stirne, wie um einen schweren Traum abzuwehren; dann gingen die schönen Augen auf, nicht wenig erstaunt, das biedere Gesicht des alten Laurent mit dem grauen Schnurrbart vor sich zu sehen, der nun sprach:

"Deine armen Eltern verzweifeln, Rosette! Sie haben schon viele Ärzte konsultiert, die alle nichts von der Krankheit verstehen, an der du leidest. Darum habe ich mir erlaubt, hier einen Pariser Arzt mitzubringen, einen jungen Mann, von dem man viel Gutes sagt, und der dich gewiß heilen kann..."

Mehr konnte er nicht hervorbringen, die Worte erstarben ihm in der Kehle. Er stieß jetzt den Sohn vor mit den Worten:

"Nicht wahr, Herr Doktor, ihr könnt sie gesund machen?"

Rosette erhob ihre blauen Augen zum Arzt empor und sie erkannte ihn:

"Du bist's?... Paul?... Mein Paul?... Und du kommst zu mir zurück?... Oh, jetzt will ich leben..., leben, um dich noch lange zu sehen!... Du bist lange fortgeblieben, in dieser Stadt, die ich so oft vermaledeit habe, und ich litt sehr darunter!... Aber das ist nun vorbei, nicht wahr?... Und du bist für immer zurückgekommen? Du wirst bei mir bleiben! Ach, mein Paul, du bist jetzt ein gelehrter Mann, du kannst mich gewiß gesund machen!"

Es schien, als fieberte die Kranke, ihre Wangen färbten sich hochrot, sie glänzte geradezu vor Schönheit, und ein süßes Lächeln kränzelte ihre Lippen.

"Ganz gewiß!" versicherte Paul, indem er die Hand des Mädchens mit Küffen bedeckte, "du hast recht, ich werde dich gesund machen!... Ich bin schuld daran, daß du krank wurdest, ich werde dich auch wieder gesund machen, du

lum-
ierte
. Zu
eute
liche

eten,
Stirn
mit
sein :

Hand
raum
ugen
esicht
nurr-

ette!
e alle
r du
inen
ngen
und

die
stieff

fie

Arzt

?...
jekt
e zu
ieser
d ich
rbei,
rück-
Ach,
ann,

ihre
e ge-
heln

m er
edte,
n!...
dest,
u, du



Bald wurden die Zweige verteilt und Paul tauchte auf, Bestürzung in den Zügen.

armer Engel!... Gott sei Dank, ich komme noch zur rechten Zeit, Rosette, und du sollst mein erster Erfolg sein in der Heimat!"

V.

Ein halbes Jahr später fand in Reuigny die Hochzeit statt von Paul Laurent und Rosette Donnet. Die Arbeiter von Ligny bereiteten dem Sohne des Hüttenbesizers und der Braut, die wie eine Federwolke erschien in ihren weißen Spitzen, Ovationen. Und als dann das junge Paar das Standesamt verlies, sagte der alte Laurent zum alten Donnet:

"Erinnert ihr euch noch, Donnet, als ihr zu mir kamet, um mir Rosettes Leid zu klagen?... Da hab' ich euch zurückbegleitet und euch versprochen, alles ins Blei zu bringen... Denn ich hatte so meine Gedanken!..."

"Ja wohl", bestätigte der alte Donnet, "ich kann mich gut erinnern, ihr habt mir damals ein altes Sprüchwort wiederholt, das hier gang und gäbe ist: Das Wort eines Schmiedes ist so viel wert, als der Schwur eines Königs!"

"Und so ist's auch!" fügte Laurent hinzu, indem er seine stattliche Figur emporreckte. Er streckte die Rechte nach dem Paar aus, das sich eben der gratulierenden Menge entzogen hatte, und wiederholte mit einer Bewegung, welche zeigen sollte, wie stolz er war, daß er diese Hochzeit zustande gebracht, Paul von bösen Pfaden weggerissen und seiner Jugendliebe zugeführt hatte:

"Das ist's: das Wort eines Schmiedes ist so viel wert als eines Königs Schwur!"

Auguste Faure.

Die Kralle des Toten.

(Mit einer Abbildung.)

I. Ein klarer Fall...

Es war am 21. Januar 19.. Eben fuhr der Zug von Granville, der um 6 Uhr abends Montparnasse verläßt, in den Bahnhof von Versailles ein. Da ertönte plötzlich ein markerschütternder Schrei: man sah einen Reisenden, der kaum in ein Coupé erster Klasse eingestiegen war, totenbleich, an allen Gliedern

zitternd, und vor Schreck halb ohnmächtig, ebenso schnell wieder abpringen.

"Da... da... da drinnen", konnte er bloß stammeln, "ein... Toter!"

Und mit dem Finger deutete er in das Halbdunkel des Abteils hinein, wo im vagen Schimmer der durch den herabgezogenen Schirm zum Nachtlicht gedämpften Lampe eine unbewegliche Masse in unbestimmten Conturen sich abzeichnete.

Wie Pulver, das Feuer fängt, hatte sich das Gerücht vom unheimlichen Fund von einem Ende des Zuges bis zum andern verbreitet. Lauter und lauter wurde das Gemurmel, und bald drängte sich die Menge vor die offen gebliebene Tür.

Inzwischen waren der Bahnhofsvorsteher wie der Kommissar der Aufsichtsbehörde informiert worden. Mit Erlaubnis des letztern stiegen zwei Aerzte, die sich unter den Zuschauern befanden, ins Coupé, um das Opfer zu untersuchen.

Es bedurfte nur kurzer Prüfung, um sie zu überzeugen, daß nichts mehr zu machen war. Jegliches Leben war aus dem Körper gewichen, jede Hülfe vergebens, der Arzt mußte der Justiz weichen.

Darum erging der Befehl den unheimlichen Wagon loszukoppeln, damit der Zug seine Fahrt fortsetzen konnte.

Das Gericht war sofort benachrichtigt worden, und kurze Zeit darauf trafen nacheinander der Staatsanwalt, der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber, und der Gerichtsarzt ein, und die Tatsachenaufnahme konnte beginnen.

Der Tote war bald identifiziert, da fünf oder sechs Reisende erklärten, in ihm den Baron du Courmier zu erkennen, der das gleichnamige Schloß bei Pondan bewohnte.

Es war ein Mann in den Sechzig, dem man aber kaum fünfzig gegeben hätte — ein stattlicher Greis, dessen frisches, erst durch wenige leichte Runzeln durchfurchtes Gesicht mit edlen und stolzen Zügen von einem, wie die ganze Person, korrekten und gut besorgten, Patriarchenbart umrahmt war.

Seine Gestalt war über mittelgroß, noch ganz aufrecht, gar nicht gebeugt, der Bau der Muskeln stark und von außergewöhnlicher

Kraft zeugend: der Glende, der ihn meuchlings von hinten überfiel, war wohl mit seinem Mut, der sich in der Not verdoppelte, nicht leicht fertig geworden.

In der That konnte durch die Untersuchung der Wunden das — wie es schien, nur sehr kurze — Drama veranschaulicht werden.

Der Baron hatte im Ganzen nur zwei Messerstücke erhalten: den einen in den Rücken, und der war ungefährlich, da die Spitze der Waffe am Schulterblatt ausgeglitten und, allerdings, tief ins Fleisch gedrungen war; der andere führte den plötzlichen Tod herbei, er ging direkt durchs Herz.

Aber dazwischen hatte sich ein Kampf abgespielt, ein furchtbarer Kampf. Als er sich getroffen fühlte, hatte das Opfer sich plötzlich umgedreht, den Angreifer an der Kehle gepackt, krampfhaft sich daran geklammert, und mit geradezu rasender Wut und Zähigkeit hin und her gezerrt und zwischen den robusten Fingern gepreßt, wie in einem Schraubstock...

Denn — ergreifende Einzelheit! — die Untersuchungskommission machte eine unheimliche Entdeckung: zwischen den zusammengekrallten Finger, deren Druck selbst im Tode nicht nachgegeben hatte, den Vorstecker einer Kravatte, worin eine goldene Nadel mit einem Türkisentopf stecken geblieben war, einen Fetzen von einem seidenen Hemd, und endlich, als scheußliche Trophäe, die dem Mörder mit allem andern in einer letzten furchtbaren Anstrengung förmlich vom Leibe gerissen war, — ein wohl eine Spanne großes Stück blutiger Haut! Dies alles, Edelstein, Zeugfetzen und Fleisch war zusammengedreht, zerrieben und zerknüttet, zu einer unbeschreiblichen roten Masse.

Und diese unheimliche Entdeckung blieb nicht die einzige. Der Bösewicht hatte in der Eile der Flucht nicht nur das Werkzeug zurückgelassen, mit dem er die Bluttat vollführte, nämlich ein langes Dolchmesser mit Schaft; sondern man fand unter der Bank, wohin es während des Ringens geworfen oder gefallen sein mußte, außerdem sein Portefeuille, und darin mehr Beweise, als es gebraucht hätte, um den Besitzer zu erkennen und ans Messer zu liefern: ein Brief, datiert vom Vorabend und adressiert an „Herrn Hyacinthe, Handelsreis-

senden in Olivet bei Orléans“, eine Wählerkarte und ein Halbduzend Visitenkarten auf denselben Namen lautend, schließlich eine Reisemütze, und darinnen die Fabrikmarke einer Firma von Orléans.

Man konnte sich unmöglich ungeschickter und unzweifelhafter als Täter kennzeichnen. In der Polizeisprache heißt das „ein klarer Fall“. Man konnte jetzt ruhig das Opfer begraben, und dann Hand an den Mörder legen. Der Fall hätte kaum einfacher sein können — dem Scheine nach wenigstens, denn in Wirklichkeit bekam die Geschichte bald ein ganz anderes Gesicht.

II. Das Gespenst des Handlungsreisenden.

Der Mörder war nämlich nicht aufzufinden.

Die Erkundigungen, die von Orléans kamen, gingen kurz auf folgendes hinaus: Ein gewisser Hyacinthe (Athanasie André) hatte zwar seit ungefähr einem Jahr sein gesetzliches Domizil in Olivet; dort war er besteuert, dort hatte er bei den letzten Wahlen gewählt, und dort wohnte er auch, wenn er nicht auf Reisen war. Zuletzt hatte er noch 8 Tage dort zugebracht, erst am Vorabend des Verbrechens war er nach Paris gereist. Seither hatte er sich natürlich nicht mehr blicken lassen.

Sein Leben in Olivet bot kaum Geheimnisvolles. Er hatte eine Wohnung von zwei schlecht und recht möblierten Zimmern inne, und speiste im Restaurant, wo er, wie übrigens im Café, im Ruf eines kalten, wenig mitteilbaren Menschen stand.

Die vorgenommene Haussuchung förderte nichts zu Tage, was irgendwie Licht in die Sache hätte bringen können, weder geheime Papiere, noch Briefe, noch Photographien. Nur im Schrank fand man Hemde, die jenen ähnlich sahen, von denen das Gericht auf so furchtbare Art zu einem Muster gekommen war. Was die Reisemütze anbelangt, so entsprach allerdings der Herr, der sie gekauft hatte, dem Herrn Hyacinthe, wie ihn sowohl die Stundenfrau, als auch andere Leute, zu denen er Beziehungen gehabt hatte, beschreiben konnten.

Hyacinthe war 34 Jahre alt, zwischen 1,70 und 1,72 m. groß, schlank, von gewähltem

Außern, im ganzen Auftreten korrekt, mit eher magerm als länglichem Gesicht, einer Adlernase, vorstehendem Kinn und licht bewachsenem, peinlich gekräuseltem Schnurrbart, der dunkelbraun war, wie das lange gelockte, links gescheitelte Kopfhaar, dazu tief liegende blaue Augen von starken Brauen überdacht. Nur etwas hatte ihn der Umgebung auffällig gemacht: er rauchte niemals.

Die Zeitungen verbreiteten dieses Signalement. Und der damit der großen Öffentlichkeit Bezeichnete durfte sich kaum schmeicheln, lange dieser Art Inquisition zu entgehen, deren Objekt er von nun an war, sei es von seiten der gewöhnlichen Sterblichen, sei es von seiten der damit speziell beauftragten Agenten der Behörde.

Da zudem das Resultat der Untersuchung allenthalben bekannt gegeben war, konnte man mit Recht erwarten, daß, wie gewöhnlich in solchen Fällen, eine Fülle privater Mitteilungen einlaufen würden, die gewisse Einzelheiten, welche den Mörder betrafen, genauer beleuchteten und die weitere Untersuchung beschleunigen mußten.

Nun traf es sich aber gerade, daß in dieser Beziehung der anscheinend so klare Fall immer dunkler wurde! In der Tat blieb jegliche Mitteilung aus; weder die Presse, noch die Polizei, noch das Gericht erhielt eine solche. Dieses Schweigen war um so seltsamer, als man es doch, wie gesagt, mit einem Handelsreisenden zu tun hatte, der doch beruflich an eine Firma gefesselt war und mit vielen Klienten verkehrte.

Dazu kam, daß der im Portefeuille des Mörders entdeckte Brief, im übrigen harmlosen Inhalts und mit unleserlich gekritzelter Unterschrift, woraus der Absender nicht zu ersehen war, den Stempel von Paris und das Datum des Vorabends vom Verbrechen trug.

Aber so wenig als der Chef des Hauses, für welches der Mörder gereist war, und so wenig, als dessen Klienten, hatte der unbekannte Absender geruht, ein Lebenszeichen von sich zu geben, obwohl sie alle durch Bekanntmachungen in der Presse dazu eingeladen waren!

Auch alle andern Nachforschungen, die man mit der größten Gewissenhaftigkeit sowohl in

Frankreich als auch im Ausland angestellt hatte, blieben absolut ergebnislos. Nirgends auch nur die geringste Spur des Flüchtlings. Man hätte glauben mögen, er sei nach vollbrachter Tat einfach vom Erdboden verschwunden, wie ein böser Geist, und wären nicht blutige Beweise von seiner Existenz und seines unzweifelhaften Aufenthaltes in Olivet vorhanden gewesen, man hätte sich wahrhaftig gefragt, ob man schließlich nicht doch nur einem unkörperlichen, unsaßbaren Gespenst nachjagte!

Von seiner Vergangenheit etwas zu erfahren, war völlig unmöglich. Und doch handelte es sich um einen Zeitraum von 33 Jahren; er stammte aus B. sur R., aus einem kleinen Nest in der hintersten Ecke der Savoie, von wo er jedenfalls sehr früh fortgekommen war, und war doch in Orléans gewesen. Sein Name stand auf keinem Militärpapier; nur das Gericht seines Heimatkreises hatte seine Personalien einliefern können, woraus aber nur zu ersehen war, daß er nie mit Gerichten zu tun gehabt hatte.

So fand sich nirgends auch nur der geringste Anhaltspunkt, auch nicht der dünnste Faden! Es war zum Verzweifeln. Die Polizei sah sich in das undurchdringlichste Geheimnis gehüllt. Sie gestand, schon am Ende ihrer Weisheit angelangt zu sein, da spielte ihr der Zufall den Faden in die Hände, indem ihr Verdacht, gestützt auf eine allerdings bizarre Vermutung, nach einer Seite rege wurde, wohin ihn bis dahin niemand hätte lenken wollen.

III. Ein Zeitungsartikel.

Man hatte sich naturgemäß an die Pariser Kriminalpolizei gewandt, und da ich mich schon mit gutem Erfolg aus mehreren ziemlich delikaten Geschichten herausgefunden hatte, beauftragte mich unser Direktor auch mit diesem Fall. Die übrigen Inspektoren, meine Kollegen, die wegen des Vorzugs, den ich genoß, etwas neidisch auf mich waren, machten sich lustig über mich, und ich selber verzweifelte am Erfolg meiner Anstrengungen, als mir eines Tages ein Zeitungsartikel unter die Augen fiel, der meine Aufmerksamkeit fesselte.

Es handelte sich um einen ehemaligen Beamten am Ministerium, der, um eine unglück-

liche Vergangenheit zu tilgen, zu folgendem Mittel griff:

Der Betreffende hatte sich nach einem Flecken in der Auvergne begeben, hatte auf der Mairie das Sterberegister des Jahres durchgesehen, in welchem er selber geboren war, und hatte sich den Namen eines Kindes notiert, das im Alter von wenigen Wochen gestorben war. Einige Monate später ließ er sich durch Briefe, welche mit dem Namen dieses Kindes untergeschrieben waren, nach einander durch das Bürgermeisteramt der fraglichen Gemeinde, und durch die Polizei der Kreisstadt den Geburtschein und das Führungszeugnis jener Kinder ausstellen, das letztere unter dem Vorwand, er bedürfe seiner zur Annahme eines Privatförsterpostens; und der Streich war gespielt: er hatte sich vollständig gemausert. . .

„Was?“ wird man da sagen, „wäre so was überhaupt möglich?“ Aber ganz gewiß! Und es ist das wohl nicht die am wenigsten auffällige — Lücke in dem sonst so umständlichen und chikanösen Verwaltungsbetrieb. Das Gericht, das mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit von der Geburt eines Bürgers Notiz nimmt, kümmert sich absolut nicht um das Weitere, so lange der Betreffende mit dem Strafgesetzbuch nicht in Berührung kommt. Das ist so wahr, daß mancher rückfällige Sünder, der längst reis zur Ausrangierung wäre, alles bei der Hand hat, um sich auf billige Weise sein Standesregister völlig weiß zu waschen! Dann steht es ganz bei ihm, auf den neuen Namen neue Schulden zu häufen, da der Geburtschein und die Gerichtsakten Nr. 3, die man ihm ohne Mühe ausliefert, genügen, damit er Paß, Jagdschein, Wählerkarte, eingeschriebene Briefe, Legitimationskarte u. s. w. erhält. . . Alles in allem, das Bortto hinzuzurechnet, kostet es ihn 2 Franken. Da wären doch die Herren Gauner schön dumm, wenn sie davon nicht profitieren wollten! . . .

Diese Geschichte machte mich nachdenklich und eröffnete neue Ausichten.

Warum sollte man mit der Gaunerei auf halbem Wege stehen bleiben? fragte ich mich. Besezt den Fall, ein gewisser Kerl möchte einen bösen Streich ausführen —, wer konnte ihn daran hindern, sich (und zwar nicht erst

nachher, sondern vor jedem Zusammenstoß mit den Gerichten seiner Heimat, gewissermaßen in vorbewegender Weise) zum voraus eine zweite Persönlichkeit zu schaffen, unter welcher geliebten Maske er dann alle Teufeleien begehen, und welche Persönlichkeit er dann nach Bedarf „verbrennen“ konnte, um die eigene wieder anzunehmen: war es ihm so nicht möglich, allen Nachforschungen und Ausschreibungen feck zu trotzen? . . .

Und dann? . . .

Je nun —, konnte dies nicht zufällig die Geschichte des bewußten Hyacinthe sein, des gespensterhaften Reisenden, des unauffindbaren Mörders, der zum Zwecke eines Verbrechens, irgend ein unbekanntes Kind aus der Savoie, das v'elleicht schon ein Dritteljahrhundert aus dem Buche der Lebendigen gestrichen war, wieder zum Leben erweckte?

Jedenfalls war es der Mühe wert, in der Beziehung klar zu reden. Ich teilte niemanden meinen Verdacht mit, denn ich wollte um jeden Preis sowohl die Spässe meiner Kollegen vermeiden, die beim Mißerfolg nicht ausblieben, als ganz besonders die Blaudereien der Presse: erwies sich meine Hypothese als richtig, dann sollte sich der Mörder im Gefühl der Sicherheit wiegen, das war meine Sorge. Daraufhin nahm ich die Bahn nach der Savoie.

IV. Zum Leben erweckt.

Beim Kreisgericht war ich nicht wenig verdukt, als mir der Schreiber versicherte, es seien von dort aus auf den Namen des Herrn Hyacinthe keine andern Akten angefertigt worden, als diejenigen, die dem Gerichtshof von Versailles mitgeteilt waren. Das war offenbar kein Erfolg meines Systems.

Jndes ließ ich mich noch nicht entmutigen. Teils per Bahn, teils per Wagen ließ ich mich nach B.-sur-R. bringen; das ist ein unscheinbarer Flecken, ganz im Hintergrund eines pittoresken Tales, wo ich aber schriftliche Dokumente und mündliche Informationen von höchstem Interesse finden sollte.

Der Schulmeister, der zugleich den Gemeindefreierdienst versah, war ein aufgeweckter junger Mann, der auf meine Frage ohne weiteres erwiderte:

seltener Kontrast zwischen der blauen Farbe der Augen und dem dunkeln Kopshaar.

Für mich bestand also kein Zweifel mehr, die beiden bildeten ein und dieselbe Person. So hatte sich demnach die Sachlage vereinfacht. Von einer Gleichung mit Unbekannten war es mir gelungen die Hauptziffer zu bestimmen, denn ich sah mich jetzt nicht mehr einem Phantom ohne Gestalt, sondern einem Menschen aus Fleisch und Bein gegenüber.

Es erübrigte freilich noch, seiner habhaft zu werden.

Ogleich dies in meinem Beruf eine alltägliche Sorge war, blieb die Schwierigkeit nichtsdestoweniger bestehen; denn ich hatte, so lange durch eine falsche Spur abelenkt, dem Flüchtling einen Vorprung gelassen. Wie dem auch sein mochte, wenigstens hatte ich mich über die Ergebnisse meiner Reise nicht zu beklagen!

In B.-sur-R. konnte mich jetzt nichts mehr zurückhalten; ich nahm darum Abschied vom Lehrer, nicht ohne ihm wegen der nützlichen Informationen meinen Dank auszusprechen, und kam nach Paris zurück; es drängte mich nicht nur, mit der Ausführung meines Planes zu beginnen, ich war auch zunächst in Sorge darüber, welche Richtung ich meinen Nachforschungen geben mußte. Woran konnte ich sie anknüpfen? Das war mein Kummer.

Nun wollte es ein günstiger Zufall, daß ich abends beim Auskleiden in einer Ecke meiner Rocktasche, wohin ich es in der Eile gesteckt hatte, ein nützliches Dokument entdeckte. Es war der Brief, in welchem der leichenschänderische Blünderer des Standesregisters vom Greffier, den ich tags zuvor verlassen, den Geburtschein des Kindes der Landstreicherin verlangte. . . Kaum hatte ich einen Blick hineingeworfen, als ich meinem Staunen lauten Ausdruck gab.

Diese Schrift —, nein, nein, ich täuschte mich nicht, diese Schrift war dieselbe, wie die im andern Brief, der sich in Versailles, im Notizbuch des Mörders gefunden hatte! Wie ein Blitz erhellte jetzt die Sachlage: er selber hatte diesen Brief an seine eigene Adresse geschrieben, und mit Absicht auf dem Schauplatz des Kampfes vergessen. . .

Aber zu welchem Zweck denn? Nun, er wollte einfach die Justiz auf die Spur eines Toten lenken, von dem er wußte oder glaubte, daß er nicht aufzufinden war. Diese geschickte Irreführung hätte ihm die Straßlosigkeit zugesichert, wenn es mir, der ich lange die falsche Fährte verfolgte, schließlich nicht gelungen wäre, den Toten auszukundschaften.

Dabei hatte der Verbrecher aber übers Ziel hinausgeschossen, gerade der Überfluß an Vorsichtsmaßregeln, die der Schuldige entfaltet hatte, mußte mich auf seine Fährte bringen. Wenn wir in der Tat darüber einen Augenblick nachdenken, kommen wir zu folgenden Schlüssen:

Diese Vorbereitung des Verbrechens von langer Hand setzte voraus die Ausarbeitung eines reiflich überlegten Planes zu einem ganz bestimmten Zweck. Man zieht gewiß nicht zum Vergnügen die Haut eines Toten über den Rücken, und spielt nicht ein Jahr oder noch mehr diese Doppelrolle, nur um, wie ein gemeiner Dieb, gelegentlich in der Eisenbahn einen Dummen um Uhr und Börse zu erleichtern. Nein, das Opfer war von langer Hand her bezeichnet, und der Mörder hatte ein ganz bestimmtes Interesse, aber ein mächtiges Interesse daran — Eiferucht, Gewinnucht, Rache, u. s. w. —, den Mann aus dem Weg zu räumen. Wie aber auch der Beweggrund heißen mochte, die elementarste Logik kam zum Resultat, daß der Täter nur in der Umgebung der Toten zu suchen war. Wenn man bisher noch nicht auf diese Notwendigkeit gestoßen war, so ist es einfach, weil die Schuld des Handlungsreisenden über alle Zweifel erhaben schien.

Hatte der Baron du Cormier bei Lebzeiten einen Feind? War sein Tod ein Profit für irgend jemand? Dies waren u. a. die Probleme, die es nun zu lösen galt. Im übrigen behielt ich das Geheimnis meiner Entdeckungen ganz für mich, ihre Bekanntgabe hätte meine Bewegungsfreiheit nur behindern können; und so begab ich mich vertrauensvoll nach Hondain.

V. Des Volkes Stimme...?

Mein Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Denn kaum hatte ich im Hotel, wo ich abge-

stiegen war, abgelegt, da hatte ich auch schon Dinge von höchstem Interesse erfahren.

In Erwartung des Frühstücks war ich ins Rauchzimmer getreten, und hier mitten in eine belebte Unterhaltung gefallen, deren Gegenstand just die Ermordung des Barons du Courmier bildete, eine Angelegenheit, die natürlich die Gegend nicht wenig in Anspruch nahm. Man hatte eben die Morgenblätter überflogen und gab seinem Ärger Ausdruck über die Trägheit oder die Ungeschicklichkeit der Polizei, die noch zu keinem Ergebnis gekommen war.

„Vielleicht ist sie auf falscher Spur“, bemerkte einer der Gesellschaft, „oder sie sucht absichtlich nicht dort, wo sie suchen müßte...“

Gott sei Dank! dachte ich, da kommst du gerade recht.

„Ich hatte doch geglaubt, meine Herren, man wäre auf der Spur“, warf ich ein, nachdem ich mich für diese Einmischung ins Gespräch gebührend entschuldigt hatte.

„Des Reisenden, meinen Sie? Nun ja, aber der ist noch immer auf Reisen, und noch mehr, hm...“

Nach einer Pause brummte ein anderer Gast halblaut:

„Jedenfalls kann sich Herr Georges freuen...“

Ich spitzte die Ohren.

„Wer ist dieser Herr Georges?“

„Der Nefte des Barons. Dieser war Witwer ohne Kinder und sonstige Verwandte; er hinterläßt ihm über 60 000 Fr. Renten — ein schönes Stück Geld —, aber der Erbe wird deswegen kaum in Verlegenheit sein...“

„Wieso?“

„Nun, weil Sie kaum einen Menschen auffinden könnten, der sich besser darauf verstünde, die Goldstücke in Verkehr zu bringen. Denken Sie doch, daß er kaum zwei Jahre brauchte, um, was er von Vater und Mutter zugut hatte, das sind knapp gerechnet, vier- oder fünfhunderttausend Franken, bei dem Hundeleben, das er in Paris führte, zu verzehren!“

„Und er hatte nichts mehr?“

„Noch weniger als nichts; er war vollständig abrafiert, ausgeplündert und ausgepreßt und besaß nur noch Schulden.“

„Aber wovon lebte er dann?“

„Von einer Pension von 12 000 Frs. — das ist allerdings nicht viel für ihn! —, die er von seinem Onkel, dem guten Mann, bezog. Aber nicht einen Heller mehr, in der Beziehung ließ der Alte nicht mit sich reden. Es gab zwischen ihnen im Schlosse oft die furchtbarsten Austritte, denn Sie können sich wohl vorstellen, daß diese Ration dem Appetit eines so großen Geldverschleuders nicht genügte! Ja, ja, man darf sagen, daß der Tod des Goldonkels zu gelegener Zeit gekommen ist...“

„Da hat der andere sich natürlich beeilt, den Besitz anzutreten...“

„Nein, er hat noch keinen Schritt hieher gemacht. Er hält sich wohl noch in Belgien auf; wenigstens hat er, als die Nachricht durch die Zeitungen lief, von dorthier telegraphiert, er werde durch eine ernsthafte Krankheit im Hotel zurückgehalten, und könne leider der Beerdigung seines „lieben Onkels“ nicht beiwohnen...“

„Er war also nicht da, als das Verbrechen begangen wurde...“

„Er war eine Woche vorher fortgegangen.“

„Eine Woche?“ wiederholte ich bei dem Gedanken daran, daß die Ankunft des falschen Hyacinthe in Olivet mit der Abreise des Herrn Georges zusammenfiel. „Sind Sie Ihrer Sache auch gewiß?“

„Jawohl“, erwiderte der andere. „Ich kann mich dessen ganz gut erinnern, da er und ich im nämlichen Zuge nach Paris fuhren.“

„Lag es in seiner Gewohnheit, daß er von Zeit zu Zeit verreiste?“

„Ja, acht oder auch vierzehn Tage, so lange sein Geld ausreichte, denke ich mir, dann kam er zurück und schloß sich, wie ein Bär in seine Höhle, in einen alten Jagdpavillon ein, den ihm der Onkel mit allem Komfort hatte einrichten lassen.“

Ei, ei! dachte ich, diesen Pavillon zu besuchen, dürfte nicht uninteressant sein; da läme man wohl zu andern Ergebnissen als bei der Untersuchung des Quartiers in Olivet...

Als man mir vollends diesen Hrn. Georges beschrieben hatte, der — was ich ein wenig ahnte — bis auf die charakteristische Einzel-



Er nahm den Leuchter in die eine Hand, während die andere einen Verband löstete.

heit, daß er nicht rauchte, dem Besucher des Lehrers von B. sur R. aufs Haar gleich, hielt ich es für geraten, nicht weiter in die Gäste des Caféhauses zu bringen; meine Fragen hätten schließlich das Mißtrauen wecken müssen.

Von vornherein stand die Schuld des Neffen des Barons jetzt bei mir fest, und was des Volkes Stimme von ihm sagte, wußte ich: wenn man ihn auch nicht direkt des Mordes bezichtigte, — und wie hätte man das gekonnt, wo man nicht, wie ich, seine Doppelexistenz und seine Fälschung des Standesregisters kannte? — so war man doch nahe daran, seine Mitäterschaft zu vermuten.

Des Volkes Stimme . . . ?

VI. Die blaue Agraffe.

Alles dies ergab nur starke Verdachtsgründe. Ich mußte fürchten, sie würden ungenügend bleiben, denn der Täter nahm eine hohe soziale Stellung ein. Ohne die Hände voll Beweise zu haben, wollte ich mich aber meinem Chef nicht wieder zeigen.

Und es mußte solche Beweise, einleuchtende, unwiderlegliche Beweise ohne Zweifel geben: als guter Spürhund vermutete ich sie im Pavillon, wo der unheimliche Janus mit den zwei Gesichtern nach der Rückkehr von seinem geheimnisvollen Reisen sich zu vergraben kam.

Ich war entschlossen, noch am selben Abend die Sache zu untersuchen. Während ich meine Schritte zum Pavillon lenkte, um das Terrain zu studieren, sah ich einige Meter vor mir, wie der Briefträger auf der Straße einen alten, schlohweißen und gebeugten Mann anhielt, der eine Bedientenmütze trug.

„Holla, Vater Joachim!“ rief der Briefträger, indem er ein Papier aus der Tasche zog, „ich wollte eben ins Schloß gehen, um diesen Brief für Euch abzugeben; da ich Euch aber treffe, könnt Ihr mir ihn abnehmen!“

„Einen Brief? Für mich? Woher denn?“

„Ei, der Poststempel ist aus Belgien, und ihr werdet doch wohl wissen, wer Euch schreibt? Da ist der Brief! Zum Ruckuck! Er scheint Euch gerade nicht viel Freude zu machen!“

„Gut! Danke schön!“ sagte der alte Joachim einfach, und ging seines Weges mit kummervoller Miene, nachdem er den Brief in der Tasche verborgen hatte.

Der andere drückte ärgerlich ein Auge zu, und flüsterte mir zu, indem er mit dem Finger an die Stirn deutete:

„Seit dem Tod seines Patrons ist dem Alten ein Rad losgegangen.“

„Seines Patrons?“ fragte ich, als hätte ich nichts gewußt.

„Nun ja, des Herrn Barons, desselben, der in einem Zug ermordet aufgefunden wurde.“

„Diese Geschichte scheint in der Tat dem armen Menschen übel mitgespielt zu haben!“

„Sagen Sie lieber, er steht auf dem Punkte, den Kompaß zu verlieren! Es könnte nicht ärger sein, wenn er den eigenen Vater verloren hätte. Natürlich, wenn man sein ganzes Leben im Dienste des Herrn Barons zugebracht hat! . . . Er soll schlafwandeln des Nachts! Wenigstens hat es mir diesen Morgen Jean erzählt, der das Automobil besorgt; er schläft im Zimmer daneben. Und da hört er, wie der andere sich bewegt, stöhnt und tief aufseufzt; aber immer kommt er auf dasselbe zurück: „Ach, es ersticht mich, ich ersticke! . . .“ oder auch: „Die blaue Nadel, die blaue Nadel!“ Schließlich wird man ihn einsperren müssen, wenn es so weiter geht. . . Aber was wollen Sie, einen solchen Bedienten, wie Meister Joachim, gibt's eben nicht mehr, und zwar weil es wohl keine Herren mehr gibt, wie der Baron. Jedenfalls ist sein Nachfolger nicht dazu angetan, ihn vergessen zu machen!“

Damit hatte sich der Briefträger von mir verabschiedet, ich aber beeilte mich, um den alten Joachim einzuholen. Seine Geistesverfassung war wert, daß man sie genauer untersuchte. Welche Welt von Enthüllungen barg sich in der Tat in diesen einfachen Worten: „Ich ersticke . . .“, und besonders in der „blauen Nadel“.

Als ich in seine Nähe kam, hatte ich mir den Plan zurecht gelegt.

„Mit Verlaub, Herr Joachim“, begann ich, „standen Sie lange im Dienst des Herrn Barons du Courmier?“

Er betrachtete mich mit einer Verwunderung, die allerdings angesichts einer so unvermittelten Einmischung nur am Blase war, aber er nickte bejahend.

„Waren Sie ihm sehr zugetan?“ fuhr ich unbeirrt fort.

„Wie einem so guten Herrn ein Mann zugetan sein kann, der 40 Jahre unter seinem Dache wohnte, der, da er ohne Familie dasteht, mit ihm alles verloren hat.“

„Da wäre es Ihnen wohl sehr recht, wenn die Tat nicht straflos bliebe?“

Der Alte blickte mich misstrauisch an.

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr“, betonte er nicht ohne Würde. „Zu welchem Zweck und mit welchem Recht stellen Sie eine solche Frage an mich?“

Es war mir klar, daß ich direkt aufs Ziel lossteuern mußte. Darum redete ich in etwas brüskem Tone, der auf ein so schwaches von widersprechenden Einflüssen bewegtes Gehirn seinen Eindruck nicht verfehlen konnte, auf ihn ein:

„Wenn ich Sie frage, so ist es wohl, weil ich dazu ein Recht habe. Darum weg mit dem Versteckspiel! Wer auch der Schuldige sei — hören Sie mich wohl: wer er auch sei, so macht der sich zu seinem Mitschuldigen, der versucht, den Verbrecher der Strafe zu entziehen. Uebrigens hieße es, sein Gewissen mit einer unnützen Schuld beladen, denn der Mörder ist bekannt, und nichts wird ihn vor der gerechten Strafe bewahren können.“

Der Alte erbleichte. Ich glaubte, er würde auf der Straße zusammenfallen.

„Er... ist... be...kannt?“

„Jawohl, und wenn Sie mehr wissen wollen — sehen Sie hier, es ist die Person, die diesen Brief geschrieben hat.“

Ich hielt ihm den Brief hin, den ich vom Lehrer aus B.-sur-R. erhalten hatte. Kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, als er die Hände vor's Gesicht hielt:

„Gott im Himmel!“ stammelte er, während der Unterkiefer konvulsivisch zuckte. „Mein Gott, mein Gott!“

„Sie kennen doch diese Handschrift? Man braucht sicher nicht weit zu gehen, um die gleiche zu finden...“

Und ohne ihm Zeit zu lassen, wieder Fassung zu gewinnen, fügte ich in strengem Tone hinzu:

„Gleich am Tage nach dem Verbrechen mußten Sie wissen, daß das Verbrechen begangen wurde von...“

„So schweigen Sie doch, mein Herr!“

flehete er, indem er einen irren Blick um sich schweifen ließ, als könnte jemand es hören, „um Gottes Willen, seien Sie still!“

Aber ich fuhr unerbittlich fort:

„Sie hatten Zeitungen gelesen. Und darin stand die genaueste Beschreibung eines Schmuckgegenstandes, den man zwischen den zusammengekrallten Fingern des Opfers gefunden hatte. Wo dieser Schmuckgegenstand her kam, darüber konnten Sie keinen Augenblick im Zweifel sein, und Sie wußten dann auch, daß damit der schwerste Verdacht gegen seinen Besitzer gegeben war... Es ist die blaue Kravattennadel! Warum haben Sie darüber geschwiegen?“

„Hätten Sie von mir verlangt, daß ich, der alte Diener der Familie, einen bis dahin geehrten Namen in den Kot zöge?“

„Was Unehre macht, das ist das Verbrechen selber, und nicht die Tatsache, daß es bekannt wird! Wie, Herr Joachim, Sie konnten noch zögern und schwanken, derweil Ihr Herr ungerührt in der Tiefe des Grabes schlief?“

„Erbarmen, Erbarmen mit mir!“ seufzte der Greis, dem diese Erinnerung unerträglich schien. Dann legte er die Hand an die Stirn:

„Sie haben recht getan, mein Herr, daß Sie mir meinen Weg vorzeichneten... Ich bin der Gerechtigkeit die ganze Wahrheit schuldig... Nun ja, es war ein großer Türkis auf einer Kravattennadel, ganz so, wie ich's nachher in den Zeitungen las... Die selige Frau Baronin hatte sie einst dem Herrn...“

Hier hielt er ein, um in den Flüsterton zu verfallen:

„... dem Herrn Georges geschenkt... Ach Gott, jetzt ist das verfluchte Geheimnis heraus, das mich zu ersticken drohte... Glauben Sie mir, wenn ich's für mich behielt... mein Herr mag richten, er weiß, warum ich's getan. Ich glaubte ihm damit zu dienen... Man verzeihe mir das Schweigen... Aber das ist alles so traurig, sehr traurig... Ich weiß wohl, daß ich's nicht überlebe... Adieu!“

Und der arme Alte entfernte sich, ganz gebeugt und gebrochen; mich hatte der Anblick eines so furchtbaren Schmerzes aufs tiefste gerührt. Einen Augenblick überlegte ich bei mir, ob ich bei meinem Plane der nächtlichen Untersuchung des Pavillons des „Herrn

Georges" beharren sollte; war das jetzt noch notwendig? Aber warum sollte ich auch nicht, da ich's einmal beschlossen hatte?

VII. Die Kralle des Toten...

Mit Hilfe meiner Spezialwerkzeuge, die ich von Paris mitgebracht hatte, gelang es mir ohne viele Mühe, an Ort und Stelle zu kommen...

Bei so vorgeschrittener Nachtzeit — die Kirchuhr hatte kurz zuvor halb eins geschlagen — war ich ganz sicher, bei meiner „Arbeit“ durch niemand gestört zu werden. Trotzdem hielt ich es für klug, die Eingangstür hinter mir abzuschließen. Dann zündete ich meine elektrische Taschenlampe an, und begann meine Nachforschungen.

Der Pavillon erhob sich einstöckig auf einem tief liegenden Erdgeschöß. In letztem befand sich ein Vorzimmer, eine Küche mit Vorratskammer, ein Esszimmer und ein kleiner Rauchsalon. Im einzigen Stock darüber waren zwei Herrenzimmer, ein Bedientenzimmer und ein Ankleidezimmer mit Badelabine.

Obwohl ich keineswegs erwartete im Erdgeschöß etwas von Bedeutung zu entdecken, stieg ich erst in den ersten Stock hinauf, nachdem ich es genau durchsucht hatte.

Das Zimmer, das nach meinem Dafürhalten speziell vom Besitzer gebraucht war, beanspruchte natürlich meine ganz besondere Aufmerksamkeit. Aber auch da gab ich mir Mühe die Schubladen an den Möbeln zu durchstöbern, ohne den geringsten Erfolg. Da hatte ich mich ohne Zweifel umsonst in Unkosten gestürzt!

Bitter enttäuscht, wollte ich eben in's Ankleidezimmer gehen, als ein Geräusch mich von Grund aus erzittern machte... Vor dem Pavillon hielt ein Automobil, das in mäßigem Tempo angefahren kam!...

Wie? Seh' ich recht? Aber nein, das muß ein Irrtum... Er selber? Der Herr Georges?... Der Mörder?... Wie war das möglich?... Ach so, dieser Brief mit dem Poststempel aus Belgien! Natürlich, Dummkopf, der ich war, — gerade der Brief aus Belgien unterrichtete den alten Diener, dem man vertrauen konnte, über die Ankunft des Herrn, und befahl ihm,

den Chauffeur rechts an den Zug zu schicken zum Abholen!...

Zu allen diesen Gedanken brauchte ich zehnmal weniger Zeit als zu ihrer Niederschrift... Ich war just in keiner beneidenswerten Lage. Wozu sollte ich mich entschließen, durch welchen Kniff aus der Klemme mich ziehen? Sollte ich die Flucht nehmen? Unwöglich? Mich verstecken? Aber wo?...

Schließlich blieb mir keine Wahl übrig. Da ich nichts Besseres wußte, schmiegte ich mich hinter einen der schweren Vorhänge, die das Fenster verbergen. Ich löschte das elektrische Licht aus, und wartete nun der Dinge, die da kommen sollten mit begreiflicher Bangigkeit, denn das Geringsste, was mir passieren konnte, war meine Entlassung...

Ich hatte mich nicht getäuscht: ich hörte unter mir eine Tür gehen, dann eine Stimme, die in trockenem Tone dem Chauffeur Weisungen gab, und endlich Schritte auf der Stiege. Man kann sich denken, daß ich mich nicht breit machte in meiner Ecke!

Endlich ging die Türe auf, die Schritte erstarben auf dem Teppich, aber sogleich hörte ich auch das Geräusch von angeriebenen Bündelhölzchen, und bald erfüllten die Kerzen eines auf dem Kamin stehenden Armleuchters den Raum mit grellem Licht!

Vorsichtig schlug ich den schützenden Vorhang etwas zurück, und warf einen gierigen Blick zu der phantastischen Erscheinung hinüber, die mich so lange auf falscher Fährte gehalten hatte, und von der mich jetzt eine Entfernung von kaum 2 Meter trennte. Es war tatsächlich der blonde junge Mann, den mir der Lehrer gewissenhaft beschrieben hatte, mit dem vorspringenden Kinn, einer Sichelnase, tief liegenden blauen Augen, einem fast bartlosen Gesicht und einer frühzeitigen Glaze. Es fiel mir auf, daß seine Gesichtszüge sehr verändert, hohl, verunstaltet und vollständig weß waren, und daß sein Wesen eine gänzliche Lässigkeit und Müdigkeit verriet: die Beine schienen jeglichen Halt verloren zu haben, der Rücken war gekrümmt, der Leib eingezogen, nur durch eisernen Willen vermochte der Mensch sich wohl noch aufrecht zu halten.

Der nächtliche Besucher ergriff mit zitternder Hand den Armleuchter und begab sich in

das Waschzimmer. Bald kam er zurück, und brachte einige Kleinigkeiten mit, die mich nicht übermäßig in Erstaunen setzten, nämlich zwei vollständige Gesichtsmasken, bestehend aus Bart und Perrücke — und mehrere Papiere.

Er ließ sich vor dem Kamin auf's Knie nieder, legte alles über ein Häuflein zusammen und hielt eine brennende Kerze darunter... Es flackerte auf... Und im Augenblick verzehrte die Flamme all die wertvollen Beweisstücke. Als er sich erhob, ließ er ein spöttisches Lächeln vernehmen:

„Da, jetzt bin ich endlich beruhigt! Der Hyacinth ist tot, maujetot, will ich hoffen...“

Hier unterbrach er sich plötzlich und krampfte die Hand auf der Brust zusammen:

„Welche Qual, welcher Schmerz!“ seufzte er... „Zwanzigmal glaubte ich in Ohnmacht zu fallen auf dieser unendlichen Reise... Da... da! Mir ist, als streiften glühende Kohlen über meines Fleisch!... Verdammtes Alter!... Noch immer... ach, ewig... fühle ich den Biß seiner Krallen! War sie am Ende vergiftet? Und soll die furchtbare Wunde nie zuheilen?“

Er hatte sich in den Lehnstuhl geworfen. Ich glaubte einen Moment, er würde das Bewußtsein verlieren, so sahl war plötzlich sein Gesicht geworden. Aber bald sprang er wieder auf die Füße, mit einem qualvollen Aufschrei:

„Ich kann nicht mehr!... Wasser!... Ich verbrenne!... Wasser!“

Wieder rannte er ins Waschzimmer, aber um bestürzt herauszukommen:

„Es ist keins da!... Nichts, um das Feuer zu dämmen, das mich verzehrt!... Und was hilft's, daß ich warte? Niemand kann mich trösten... Soll ich einen Arzt rufen? Dann lieber mich gleich verraten! Denn kaum hätte ich meine Brust entblößt, müßte er hier die mit unauslöschlichen Zügen eingegrabene Krallen des Toten erkennen!... Ja, das Rainsmal ist da... und nichts kann es fortan auslöschten!... Was sag' ich? Tag für Tag gräbt sich die vergiftete Furcht tiefer hinein!... Da, da, da ist sie!“ wiederholte er mehrmals, wie besessen, mit unstätem, irrsinnigem Blick...

Plötzlich stellte er sich vor den Spiegel über dem Kamin, mit heftiger Gebärde riß er das Seidentuch weg, das er um den Hals trug, öffnete den Busen des Hemdes, und nahm den

Leuchter in die eine Hand, während die andere vorsichtig einen von unbefreiblichem Eiter durchfeuchteten Verband lüftete...

Ich bin gewiß keine weibische Natur und glaube gegen Aufregungen dieser Art genügend abgehärtet zu sein. Nichtsdestoweniger machte das Furchtbare, das sich jetzt vor mir im Spiegel reflektierte, auf meine Nerven einen so heftigen, schrecklichen Eindruck, daß ich meine ganze Kraft zusammenraffen mußte, daß mir nicht ein Ausruf des Ekels entfuhr!... Das Furchtbare hat seine Grenzen —, man enthebe mich der Aufgabe der Beschreibung! Wenn die Rache denen Genugtuung ist, die nicht mehr existieren, dann konnte der Baron du Courmier in Frieden ruhen, denn bevor noch die menschliche Gerechtigkeit eingriff, war er gerächt, und wie gerächt!...

„Der Krebs!“ stöhnte der Unglückliche, indem er den Verband wieder an seinen Platz rückte, „er macht Fortschritte, er frißt weiter, er wird mich aufzehren!... Ach, diese Qualen!...“

Eine Viertelstunde lang, die mir eine Ewigkeit schien, blieb er da und brach in Klagen aus, während er sich im Lehnstuhl hin und her warf. Dann gebot eine furchtbare Anstrengung des Willens den Schmerzen Einhalt, er erhob sich und schwankte fallend, wie ein Betrunkener, zur Türe...

Ich hörte seine Schritte auf der Treppe verhallen, die Türe unter mir ins Schloß fallen... Und als der Lärm des Automobils in der Ferne sich verloren hatte, da beeilte ich mich, das kann man mir glauben, dieses Zimmer der bösen Träume zu verlassen.

Beweise? Brauchte es denn noch andere Beweise, als desjenigen, den der Mörder selber eingegraben in seiner Brust mit sich trug: der unerbittlichen Krallen des Toten?...

.....
Aubern Tags wurde er verhaftet. Sechs Wochen später endete er im Spital nach einem unbefreiblichen Todeskampf. Die eine Sühne war die andere wert: wenigstens rettete ihn dieses traurige Ende vor der Umarmung der unheimlichen „Witwe“ mit den blutigen Armen, und seinen Namen vor der Schande der Guillotine.

Maxime Audouin.

Naturgeschichte.

Die fleischfressende Osterluzei.

Die Pflanze, die wir heute den Lesern des „Sinkenden Boten“ vorstellen, verdient in der That unsere Aufmerksamkeit. Sie wächst und gedeiht in Südamerika, im Staate Kolumbiens und an den Ufern des Magdalenaenstromes.

Es ist eine Schlingpflanze, die inmitten der tropischen Vegetation des Urwaldes wuchern kann. Sie ist unstreitig eine der merkwürdigsten Pflanzen der eigentümlichen Flora Südamerikas und heißt mit ihrem technischen Namen *Aristolochia cordiflora*. Sie hat eine Verwandte in unsern heimatischen Wäldern, die Waldrebe, die an allen unbebauten Plätzen gedeihen kann. Dort drüben natürlich, im Urwald, nimmt sie riesige Dimensionen an. Der Botaniker Mutis hat zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Alexander von Humboldt war erstaunt über ihren Umfang und über ihre Schönheit.

Was sie erfassen kann, umhüllt sie mit ihrem glänzenden Blattwerk, das im Einzelnen Herzform hat, und darüber die enormen strohgelben Blumen mit ihrem pfeifenförmig zurückgebogenen Kelch, die auf dem Ganzen sich ausnehmen, wie ebensoviele Lichtflecken. Dieser Kelch bauscht sich zungenförmig ein und ist mit violetten Streifen überzogen. Das Innere der Blume ist von widerborstigen Haaren bedeckt, über deren Zweck der Leser gleich aufgekärt werden soll.

Man sagt, die tropischen Blumen strömen keinen Duft aus. Das ist im Allgemeinen richtig. Was aber die exotische Waldrebe von sich gibt, das ist schon weniger ein Wohlgeruch;

ganz im Gegenteil. Während der Befruchtung verbreitet sie einen Gestank von verfaultem Fleisch. Dieser üble Geruch ist nun weit davon entfernt, die Insekten abzustossen: er lockt sie an. In der Hast stürzen sie sich massenhaft auf die vermeintliche Beute, dringen in den Kelch der Blüte ein und gleiten in den untern

Hohlraum, der sich rechenförmig verlängert. Der Rückweg wird ihnen verlegt durch die Borstenhaare, die den Ausgang versperren. So bleiben sie gefangen in dieser hinterlistigen Falle des Pflanzenreichs.

Das Insekt sucht sich umsonst zu befreien, es stirbt, wird von der Blüte aufgenommen und verarbeitet, und verschwindet im Organismus der Pflanze.

Indessen besitzt unsere wilde Osterluzei gute Eigenschaften, welche ihre Gefräßigkeit vergessen lassen. Als Pflaster bereitet, ist diese Pflanze ein wirksames Mittel gegen giftigen Schlangenbiß. Außerdem hat ihr

Saft die Eigenschaft, die Schlangen zu betäuben und zu töten. Und das ist noch nicht alles. Die exotische Waldrebe ersetzt den Volksstämmen an den Ufern des Magdalenaenstroms die Strohhutfabrik, die ihnen fehlt, obwohl Panama ja nicht so weit davon entfernt ist. Der Reisende, der den Strom befährt, ist ganz erstaunt, an den Ufern Negerkinder herumlaufen zu sehen, die mit einer eigentümlichen Zipfelmütze bedeckt sind. Es ist aber die Riesenblüte der Osterluzei, welche den Kopf dieser schwarzen Erdenkinder bedeckt, und ihnen den schwarzen und häßlichen europäischen Zylinderhut ersetzt. Diese Art der Verwendung der Osterluzei sehen die Leser auf dem Bilde.

Der Naturfreund.



Riesenblüte als Kopfbedeckung.

Motto: Wer Grausamkeit hindern kann
Und tut's nicht, ist mit Schuld daran.

Bedeutung Aussprüche über Tierschutz.

Das Elend der Tiere und die Bekämpfung der Tierquälerei hat die erlesensten Menschengeister aller Zeiten, aller Länder, aller Völker nutzlos und aller Parteien beschäftigt. Der Tierschutz ist international, interkonfessionell und interfraktionell, mit einem Wort: er ist eine Menschheitsfrage.

Von ihm gelten die Worte Göthes: „Wir dienen immer der Menschheit, wenn wir der Menschlichkeit dienen.“

Der Mensch darf das Tier, soweit es die Humanität erlaubt, zu seinen Zwecken verwenden. Geht er über diese Zwecke hinaus, so geht er über sein Recht hinaus, versündigt sich nicht nur an seinem Schöpfer, sondern verletzt auch das Recht der Tiere.

Die Barmherzigkeit erfordert, hilflose Tiere zu beschützen gegen Qualen, die wir von ihnen abwenden können.

Von allen Tieren bereitet der Mensch dem Pferde das qualvollste Los. Es wird weit über seine Kräfte angestrengt, es wird eingespannt, ob es müde, krank oder altersschwach ist; es muß laufen oder schwere Lasten ziehen, gleichviel, ob es kann oder nicht. Je älter, je schwächer es wird, um so härter wird sein Los; die Schläge werden verdoppelt, es wird schlechter genährt und gepflegt, aber arbeiten

muß es bei Tag und bei Nacht oder stundenlang ruhig stehen bei Frost und Hitze, Schnee und Regen, ohne sich rühren zu dürfen. Niemand fragt es, ob es müde, ob es krank sei, niemand kümmert sich, ob seine Kräfte versagen.

Es wird geprügelt ohne Erbarmen, wenn es die schweren oft unmöglichen Forderungen der Menschen nicht erfüllen kann; seine Kraftlosigkeit hält man noch für bösen Willen. Ergeben, geduldig trägt es sein schweres Los, kein Stöhnen, kein Aufschrei verrät seine Qual; nur aus den trüben, tieftraurigen Blicken oder aus erloschenen Augen spricht das furchtbare Elend seines Daseins.

Kein denkender Mensch wird angesichts eines erschöpften Zugtieres und des Fuhrmanns, der es mit Peitschenstiel und Fußtritt traktiert, im Zweifel sein, wer von den beiden eigentlich die unvernünftige Bestie sei.

Denn Mensch darf sich nur nennen, wer die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt.

Wer gegen arme, hilflose Mitgeschöpfe, die unter ihm stehen, erbarmungslos gewesen ist, hat kein Recht, wenn er in hilflose Lage kommt, zu einem höher stehenden Wesen beten: Herr, erbarme dich meiner.

J a h r e s ü b e r s i c h t.

Bevor wir, getreu unserer Gewohnheit, den Rückblick über die Geschehnisse der verfloffenen 12 Monate beginnen, wollen wir denjenigen, deren Aufgabe hienieden erfüllt ist, und jetzt in der Ewigkeit ruhen, ein letztes Lebewohl zurufen.

Da ist vor allem ein furchtbares Drama, von dem wir dem Leser sprechen müssen. Es

ruft dasjenige von 1903 in Belgrad ins Gedächtnis zurück: wie König Alexander I. von Serbien und die Königin Draga, ist König Carlos I. von Portugal mit seinem ältesten Sohn Don Luiz den Königsmördern zum Opfer gefallen. In der ganzen Welt war es ein Schrei der Entrüstung über diese grausame und unsinnige Mordtat, gemischt mit einem starken Gefühl der Bewunderung für den Mut und die Willenskraft, die

die unglückliche Mutter, die Königin Marie-Amelie, eine französische Prinzessin, dabei gezeigt hat.

Nach 35 jähriger Regierungszeit, nach einer arbeitsreichen, nur vom Geist des Friedens beherrschten Laufbahn ist Oskar II. von Schweden ohne Todeskampf ins Jenseits hinübergeschlummert. Dieser Enkel des berühmten napoleonischen Generals Bernadotte war ein weiser Monarch, ein begabter Redner, Schriftsteller, Dichter und Künstler.

Dann kommen Ferdinand von Toskana, Erzherzog von Osterreich; Kardinal Richard, Erzbischof von Paris; François Coppée,

der Dichter der «Humbles»; Ludovic Halévy, der Verfasser des «Abbé Constantin». Und schließlich ein alter Liebling des Pariser Publikums, der «Père de la Victoire» Paulus, ehemals über alles gefeiert, jetzt in der Einsamkeit gestorben. *Sic transit gloria mundi!*

Ja, sie wird ewig wahr bleiben, so im

Leben, wie in der Dichtung, die Freske des berühmten Malers Holbein "Der Tanz der Toten"! Alle müssen daran glauben, vom Kaiser herab bis zum Schweinehirt.

Wir leben in der Zeit großer geistiger Bewegungen; alle Völker der Welt, selbst die primitivsten, werden in die hochgehende Flut des Sozialismus hineingezogen, der wieder die verschiedensten Elemente und die größten Widersprüche in sich begreift. Dieses Jahr

hat der Sozialismus zwei große Versammlungen abgehalten, in Stuttgart (Deutschland) u. Nancy (Frankreich). Alle Redner und Führer der Partei kamen da zusammen, und unsere alte Kultur ist sehr schlecht von der Parade gekommen.

Die Krisis macht sich so ziemlich überall geltend, mit mehr oder weniger Heftigkeit, durch Unruhen, Arbeiterausstände und tumultuarische Versammlungen, wie in Berlin, wo das organisierte Proletariat zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts für den Landtag demonstrierte; wie in Antwerpen, wo man die Bahnhöfe belagerte und die Lagerhallen ver-



Königin Amelie von Portugal.

wüßte; oder in Rom, wo der Proklamation der allgemeinen Arbeitsniederlegung blutige Zusammenstöße vorangingen. In Frankreich kam es zu mehreren gefährlichen Streiks. In England machen die Arbeitslosen eine imposante Kundgebung; das Vorgehen der für das allgemeine Wahlrecht demonstrierenden Frauen ist weniger tragisch zu nehmen, die um jeden Preis die Macht, welche die Frau von altersher über „das häßliche Geschlecht“ besitzt, abgeben wollen, um dem Manne gleich zu werden.

Und wieder ist es die Bombe der Anarchisten, die so ziemlich überall frucht, in Barcelona, in Rußland, ja sogar bei den Bengalen. Im unvermeidlichen Zusammenhang damit stehen der politische Mord, der bewußnete Raub und andere Methoden der sogenannten „gesitteten“ Völker.

Natürlich sind nicht alle Verbrechen politischer Natur, noch lange nicht! Da sind z. B. die Räuber von Langon, die Besitzer des „roten Hauses“, wo die Reisenden umgebracht werden, wie in der glänzendsten Babelitenzeit. Da ist Jeanne Weber, genannt das Ungeheuer, die unter der Anklage vielfachen Kindermordes steht. Da sind diese geheimnisvollen Mordtaten begangen am Maler Steinheil und am Rentner Kemy. Und die aufsehenerregenden Prozesse gegen den Verräter Ulmo, den Schiffsführer und gegen Verton, einen Verwaltungsoffizier. Ferner die großen Schwindler und Betrüger wie Thomas, der Kirchenräuber, oder Lemoine, der Diamantenfabrikant. Das alles passiert in Frankreich; aber die andern Länder liefern ebenfalls ihre Portion von Verbrechen und Skandalen. In

Deutschland ist es die Affäre Moltke-Eulenburg, welche das Publikum in Spannung hält und das Drama von Allenstein, wo der Major von Schönebeck ermordet wurde. In England erinnert der Prozeß Druce-Portland an die Erzählungen von Edgar Fox. In Italien nehmen die Provinzen Partei für oder gegen den Exminister Nasi, der wegen Unterschleifen vor dem Staatsgerichtshof stand. Aber den Gipfel des Schrecklichen wurde in der neuen Welt erklimmt, in Laporte (Indiana), mit der furchtbaren Helatombe von Freiern und liebesdürstigen Leuten, die im Heiratsbureau auf der Farm von „Frau Blaubart“, die eigentlich „Gunesse“ heißt, erdroffelt wurden.



König Carlos I. von Portugal.

Da wir uns nicht auf das politische Gebiet wagen wollen, seien hier nur die Hauptereignisse des Jahres erwähnt. In Belgien ist besonders die große Frage der Einverleibung des Kongostaates auf der Tagesordnung, der zum Teil dem König gehört. In

Frankreich ist es der Feldzug in Marokko und Süd-Oran, die Organisation der marokkanischen Polizei, die Unterdrückung der Revolte im Gebiet der Chaouias, Medakras und Mazabs. Die Lage war an sich schon verwickelt genug; nun kommen noch hinzu die Thronstreitigkeiten. Abd-el-Azis, der von der Konferenz in Algier anerkannte Sultan hat aus seiner Hauptstadt fliehen müssen, die heute in der Gewalt seines Bruders ist, Muley-Hafid, der von den südlichen Provinzen zum Sultan ausgerufen wurde. Ein dritter Prätendant zieht gegen Fez, Le Rogni, der die Rolle des dritten Schächers spielt.

Die orientalische Frage hat nicht aufgehört,

die Mächte zu beschäftigen: Kreta, Samos, die Ordnung der Dinge in Balkan und die mazedonischen Reformen. Das persische Gebiet steht, nachdem es von den türkischen Truppen besetzt wurde, in vollster Empörung. Die Versuche mit der parlamentarischen Regierung scheinen keine guten Resultate zu zeitigen. Nach der Ermordung des Großveziers kam das Attentat gegen den Schah selber. Und das Ende vom Lied: das Bombardement des Par-

namentlich in Kalifornien. Dazu kommt die große Paraderreise der Flotte der Vereinigten Staaten, dieser neuesten Armada, die aus dem atlantischen Ozean in den stillen Ozean fährt, nicht ganz zur Beruhigung der Japaner. Zwischen Japan und China ist ein heftiger Streit entbrannt; und auch Frankreich hat sich bei China wegen der Grenzverletzung in Tonkin schwer zu bellagen. Japans Beispiel hat eben seine Früchte getragen. Das ungeheuerere chine-



Araberlager bei Mogador in Marokko.

lamentspalastes durch die Truppen, dessen Zerstörung, Mezeleien in den Straßen von Teheran und summarische Exekutionen.

In Mittelasien haben sich die Afghanen gegen die Engländer aufgelehnt. In Indien versetzen die gebildeten Elemente, die einen größern Anteil an der Leitung der Geschäfte haben wollen, die einheimische Bevölkerung in Unruhe. Es sind Anzeichen für zukünftige Aufstände vorhanden.

Der alte Streit zwischen Japan und Rußland ist durch eine Übereinkunft glücklich beigelegt worden; aber zwischen Amerika und Japan besteht der Antagonismus weiter fort. Er kommt zum Ausbruch in Schilanen, deren Opfer die Japaner in Amerika werden,

jische Reich schüttelt den Schlaf ab. Es wacht auf, und die chinesische Armee bereitet sich mit Rüstungen und der Ausbildung nach modernem Muster vor. In zehn Jahren wird es eine ständige Armee von 80 000 Mann haben und eine Ersatztruppe von 8 Millionen! Und die Chinesen wissen zu sterben mit der Kaltblütigkeit der Japaner. Da haben wir so die gelbe Gefahr!

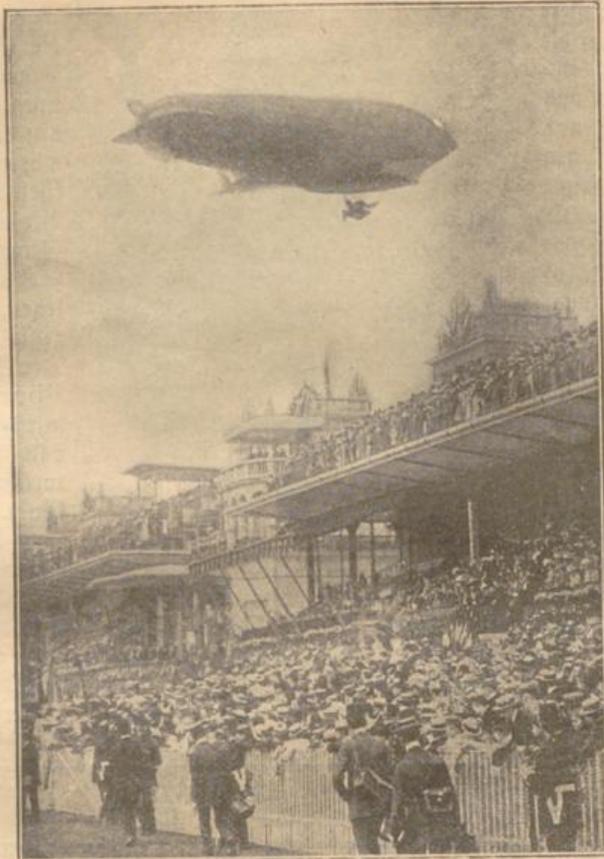
In Amerika war die Republik Haiti der Schauplatz politischer Scharmützel. In Guatemala war der Präsident das Opfer eines Attentats. In Venezuela hat es der Präsident Castro glücklich so weit gebracht, daß er sich mit aller Welt entzweite, auch die Vereinigten Staaten haben die diplomatischen Beziehungen

abgebrochen. Endlich mußte im Kaiserreich Annam der junge Herrscher Tam-Tai, eine Art asiatischen Neros, durch Dazutun Frankreichs unschädlich gemacht werden. Eines der Hauptvergnügen dieses Monarchen war, auf seine Frauen zu schießen, wie auf wilde Kaninchen.

Damit nehmen wir von den politischen Ereignissen Abschied, um jene anderen, viel furchtbarern Revolutionen des Erdballs rasch an uns vorbeiziehen zu lassen. Im mittäglichen Frankreich verursachten Überschwemmungen unsäglichem Schaden, Häuser und Dörfer brachen in Trümmer, und die wild gewordenen Flüsse trugen Leichen mit sich fort. In Calabrien zählt man die Toten nach Tausenden: dort riß die Erde entzwei, Häuser fielen zusammen, ganze Städte verschwanden vom Erdboden, so Ferrozano. Im Volarage biet verwüsten die Erdbeben ganze Länder, Karatach und Kasirnagan sind nicht mehr. Ein Wirbelsturm suchte Südamerika heim, Georgien, Mississippi, Alabama und Floride. In Zentralamerika gibt es heftige Erschütterungen. In Mexiko stürzt die Stadt Chilapa (im Staate Guerrero) vollständig zusammen. Auch auf den dänischen Antillen und in Japan, auf der Insel Jesso, gibt es starke Erschütterungen. Und die Liste ist noch lange nicht zu Ende; wir wollen aber

die Aufzählung der unendlichen Unfälle, der unvermeidlichen Begleiterscheinungen des wissenschaftlichen Fortschritts bleiben lassen, und einen Blick werfen auf die Werke des Friedens.

Da kommt in erster Reihe die Hundertjahrfeier zu Ehren Fulktons, des Erfinders der Dampfschiffahrt, dann die wunderbaren Ergebnisse auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und die staunenswerten Fortschritte der Flugapparate. Die Leser kennen die Versuche, die in Deutschland, Frankreich und England gemacht wurden, und denen zufolge das lenkbare Luftschiff ein wertvolles Verkehrsmittel zu werden verspricht. Wir kennen die großartigen Leistungen des lenkbaren Ballons, des Zepelin'schen Luftschiffes, der «Patrie», der «Ville de Paris», und wir haben alle



Aufstieg des franz. lenkbaren Luftschiffes „La Patrie“ am Nationalfest 1907.

des letztern von Paris nach Verdun, und nachher des „Zepelin“, Einzelheiten lesen können.

Erwähnen wir unter den Friedenswerken auch die Haager Konferenz und die glücklichen Ergebnisse der verschiedenen Verständigungen. Sie kommen zum Ausdruck in der gemeinsamen Feier internationaler Feste, so der Dreihundertjahrfeier der Gründung von Quebec, wo sich, in Erinnerung an den kühnen Städtegründer Samuel Champelain, Engländer, Franzosen und Kanadier zusammenfanden.

Dann auch durch die gegenseitigen Besuche der Staatsoberhäupter zu dem Zweck, die Verständigung zu bekräftigen. Da ist vor Swinemünde die Begegnung des Zaren mit

Kaiser Wilhelm II. In Windsor, in dem historischen Schloß, das so viele Könige Englands auf die Welt kommen sah, empfing Eduard VII. das deutsche Kaiserpaar, und einige Zeit darauf den Präsidenten der französischen Republik. Der englische Monarch, der Friedensbote von Europa, besucht nacheinander seinen Neffen, Kaiser Wilhelm II. auf Wilhelmshöhe bei Kassel, und zwei Tage darauf in Fichtel bei Salzburg den Kaiser von Oesterreich.

In Wien wurden bei Gelegenheit des Jubiläums des ehrwürdigen Kaisers Franz Joseph Brunkfeste gegeben, an denen sich alle gekrönten Häupter Deutschlands beteiligten.

Und vergessen wir nicht die Reise nach Korfu und Venedig, wo Viktor Emmanuel und Wilhelm II. zusammentreffen; den Pariser Empfang des spanischen Königspaares, sowie

Hohes Vertrauen. — Fritz wird von seiner Mutter beauftragt, beim Krämer Salat- und Brennöl zu holen, und hat dabei das Unglück, eine der Flaschen zu zerbrechen. — Krämer: „Ja, Fritz! was machen wir aber jetzt?“ — Fritz: „Füllen Sie nur einweilen Beides in eine Flasche; mein Vater ist ja Chemiker, der wird's schon wieder auseinanderbringen.“

Schlechtes Geschäft. — Ein Gutsbesitzer, der jeden Tag nach der Stadt fährt und dort gewöhnlich so stark zecht, daß er seine Kasse nicht sicher nach Hause lenken kann, nimmt sich einen Kutscher, der aber kontraktlich die Bedingung eingehen muß, daß er sich nie betrinken darf, wenn sein Herr es tue. Der Kutscher schlägt ein. Der Herr ist mit

des norwegischen Königspaares, des Königs von Siam und schließlich sogar des Sultans von Sansibar, Seygid-ali-ben-Hamond!

Begrüßen wir auch zwei Regierungen, die begonnen haben: die von Dom Manuel, des Königs von Portugal und die Gustavs V. von Schweden. Diese Aufzählung der Festlichkeiten an den europäischen Höfen mögen einige Notizen über fürstliche Hochzeiten und Verlobungen beschließen: Georg von Griechenland, Sohn des Königs der Hellenen, heiratet die Prinzessin Marie Bonaparte. Der Prinz Charles de Bourbon vermählt sich mit der Prinzessin Louise von Frankreich. Man spricht von einer bevorstehenden Heirat des Herzogs der Abruzzen mit



Kaiser Franz Josef.

Miß Elkins. Endlich wurde in London, vor dem weltberühmten Standesamt die Heirat von Marie-Antoinette-Louise, Gräfin Montignoso, Ex-Großherzogin von Oesterreich, Ex-Kronprinzessin von Sachsen geschlossen mit Enrico Toselli, einem Musiklehrer. . .

E finita la Musica!

ihm außerordentlich zufrieden und behandelt ihn auch sehr gut. Nach 14 Tagen jedoch kündigt der Kutscher seinen Dienst. — „Aber warum willst Du denn fort von mir, Johann?“ — „Ja, gnädiger Herr, wenn das so fort geht alle Tag', wie bis jetzt, da komm' ich gar nie dazu, mich auch einmal zu betrinken.“

Tollwütige Kaze. — Der neunjährige Sohn des Ziegeleibesitzers Wollschläger aus Königstal (Ostpr.) wurde von einer später als toll erkannten Kaze in die Hand gebissen. Die Mutter, welche die rasende Kaze von dem Knaben losreißen wollte, erlitt hierbei selbst schwere Verletzungen und mußte sich mit ihrem Sohne in das Pasteursche Institut nach Berlin begeben.